MIRAKEL

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 49

DM 1,20

Österr. S 9,-, Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 2,50 incl. moms
Italien L 500, Spanien Pts 36
Printed in Germany

Die Qualligen

aus der Mikrowelt



Nr. 49

Die Qualligen aus der Mikrowelt

(4. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Sie war nervös und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die aber rauchte sie nicht mal bis zum Ende, sondern drückte sie schon nach der Hälfte wieder aus. Der Ascher war überfüllt von stinkenden und qualmenden Kippen. In der rosa und hellblau eingerichteten Wohnung der Pariser Chansonette Francoise Value herrschte Unordnung. Das Bett war zerwühlt, Kissen lagen auf dem Boden, zerfledderte Zeitschriften waren auf dem Sofa und den verschiedenen Sesseln anzutreffen.

Francoise Value bemerkte diese Unordnung schon nicht mehr und achtete nicht darauf. Vor einem halben Jahr hätte sie jede herumliegende Zeitschrift, jedes schief an der Wand hängende Bild, jedes zerdrückte Kissen auf dem Sofa gestört.

Heute machte ihr das nichts mehr aus.

Francoise Value, sechsundzwanzig Jahre alt, eine dünkelhaarige, rassige Frau von graziler Gestalt und dem hellen, beinahe durchscheinenden Teint, der ihrem Gesicht die Zerbrechlichkeit chinesischen Porzellans verlieh, hatte sich verändert.

Ihre Übererregbarkeit, ihre ständige Unruhe, ihre Gefühlswallungen waren ihren engsten Freunden schon seit einiger Zeit bekannt, nun bekamen es auch die zu spüren, die weniger oft mit ihr zusammentrafen.

Unruhig ging Francoise in ihrem Apartment auf und ab.

»Wenn er nur endlich käme«, flüsterte sie im Selbstgespräch. »Er weiß doch genau, daß ich den Stoff brauche. Er weiß es doch…«

Sie nagte an ihren schön geschwungenen Lippen, daß die Zahnabdrücke schließlich zu sehen waren.

Sie ging an das Fenster, weil es ihr plötzlich heiß wurde. Mit zitternden Fingern öffnete sie es.

Die Dunkelheit lag wie ein schwerer Mantel über der Stadt. Leichter Nebel wallte über die Dächer von Paris, und schemenhaft verwaschene Lichthöfe schimmerten durch. Das waren die Lichter der mit einem Mal so fern wirkenden Straßenlaternen.

Francoise atmete unruhig und flach.

Die Atmosphäre über der Stadt an der Seine kam ihr fremdartig und bedrückend vor.

Es lag etwas in der Luft. Etwas Unheilvolles, Lauerndes, etwas, das ihr Angst machte…

»Ich brauch den Stoff«, murmelte sie. »Ich werd sonst verrückt…«

Für einige Sekunden lang wurde ihr bewußt, daß sie die Angst selbst erzeugte und auf ihre Umgebung projizierte. Sie befand sich in einem Zustand höchster Erregung und kam sich wie eingesperrt in ihren Körper vor.

Das waren die typischen Gefühle, die in der letzten Zeit in immer kürzeren Abständen auftraten.

Rauschgiftsüchtig…

»Pierre… so beeil dich doch, mein Gott, komm doch endlich!«

Sie raufte sich mit ihren zitternden Händen die Haare und hatte das Gefühl, laut schreien zu müssen.

Aber die Angst war nicht nur innerlich.

In der Tat kam sie auch von außen, aus der Luft, aus dem bleischweren Himmel über der Stadt. Viele Menschen klagten an diesem Tag über Kopfschmerzen, über Schwindelgefühle, Schwächeanfälle und Herzbeschwerden.

»Es liegt am Wetter«, sagten die meisten.

Ein warmes Tiefdruckgebiet lag über dem französischen Festland.

Francoise versuchte tief und ruhig durchzuatmen. Ihr Herz pochte unregelmäßig, ihr Puls war flach.

Ein Blitz spaltete den regenverhangenen, schwarzgrauen Himmel vor ihr.

Wie ein plötzlich aufleuchtendes, glühendes Schwert tauchte er vor ihr auf.

Mit einem Aufschrei warf Francoise sich herum, lief erschrocken in das altrosé und hellblau eingerichtete Wohnzimmer zurück, stolperte und fiel zu Boden.

Der Blitz erlosch. Es folgte kein Donner nach.

Die unheimliche Stille war irgendwie unnormal.

Schwer und massig hing der Himmel über den Dächern, war wie eine quallige Wand, die sich unendlich langsam näherzuschieben schien. Die Luft pulsierte.

Da – fiel die kleine Vase auf dem Tisch um, der schräg neben dem Fenster stand.

Ein plötzlicher Luftzug, der von draußen kam, hatte sie getroffen.

Francoise Value lag noch immer auf dem Boden. Sie meinte, eisige Klauenhände würden nach ihrem Körper greifen, an dem es wie in einem Ameisenhaufen kribbelte.

Der Blitz hatte einen kurzen heftigen Gewitterwind ausgelöst.

Francoise Value kam auf ihre schlanken, wohlgeformten Beine zu stehen, die unter dem hauchzarten schwarzen Negligé die Blicke jedes Mannes auf sich gezogen hätten.

Unter dem Negligé war Francoise nackt.

Die Chansonette drückte beunruhigt das Fenster zu und stellte die Vase wieder hin, die zum Glück nicht gesprungen war.

Francoise zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Die junge, rauschgiftsüchtige Französin fühlte sich beobachtet.

»Es ist jemand im Raum… ich spüre es«, wisperte sie matt, sich unruhig umblickend.

Es war unmöglich, daß jemand durch das Fenster des Apartmenthauses hätte steigen können. Das nächste Dach lag sieben

Meter tiefer. Dieses Apartmenthochhaus besaß siebzehn Stockwerke, und Francoise lebte im obersten.

Ihr Gefühl trog sie nicht.

Jedoch nicht jemand war im Raum, sondern etwas…

Es lag auf dem Tisch, der schräg vor dem Fenster stand.

Es war so winzig klein, daß es mit bloßem Auge nicht zu erkennen war.

Es war mikroskopisch klein… »es«, das waren Tausende, von denen Francoise Value nichts wußte, nichts ahnte.

Der Tod in Person lauerte auf seine Chance.

*

Da klingelte es.

Francoise fuhr zusammen.

»Pierre! Endlich!«

Sie hätte weinen können, so fertig war sie. Und in diesen Sekunden nahm sie sich vor, es nie wieder zu einer solchen Situation kommen zu lassen. Das nächste Mal wollte sie eher für Nachschub sorgen. Vielleicht gab es auch kein nächstes Mal mehr. Nach diesem Schuß würde sie Schluß machen und endlich aufhören. Sie machte sich kaputt, wenn das so weiterging.

Sie mußte voll da sein, wenn in zwei Tagen ihre neue Tournee begann. Die Hauptproben und Fernsehaufzeichnungen waren hervorragend gewesen. Die neuen Chansons, die sie vorstellte, hatten es in sich. Die Texte gingen unter die Haut, die Melodien waren eingängig. Sie versprach sich viel von der neuen Tournee.

Der Name Francoise Value war im Moment in aller Munde – jeder brachte sie mit Schönheit, Charme und den sanften, verträumt-nachdenklichen Chansons in Verbindung, die auf Tausende von Schallplatten in das Land gegangen waren. Niemand aber ahnte, daß sie abhängig war vom Rauschgift, daß sie seit einem knappen Jahr mehr als einmal täglich die Heroinspritze ansetzte und dann wieder ganz ruhig, ganz glücklich, ganz »da« war…

Sie jagte zur Tür und nahm erst gar nicht den Hörer der Sprechanlage ab, sondern drückte gleich auf den Knopf, der die Haustür unten öffnete.

Es konnte nur Pierre sein, der jetzt noch kam…

Der Lift rauschte wenig später nach oben. Aber es war nicht Pierre, der kam.

Erwartungsvoll stand sie schon an der spaltbreit geöffneten Tür und konnte es kaum erwarten, bis die Aufzugstür zurückglitt.

Ein Fremder trat auf sie zu. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, dunkle Schuhe, eine dezent gemusterte Krawatte.

Francoise wich zurück und wollte die Tür zudrücken.

»Mademoiselle Francoise? Bitte, warten Sie! Ich komme von Pierre.«

»Pierre? Warum kommt er nicht selbst?«

»Es gab Schwierigkeiten. Er muß noch geschäftlich etwas erledigen. Da hat er mich geschickt.«

»Sie haben die Nachricht für mich?« Das war das vereinbarte Stichwort, wenn Pierre mal nicht persönlich kommen konnte.

Wenn der andere jetzt von Pierre kam, dann mußte er auf diese eingespielte Frage eingehen.

»Es ist ein Päckchen für Sie abgegeben worden, wenn Sie das meinen, Mademoiselle…«

»Das mein ich. Geben Sie schon her! Schnell!«

Sie streckte ihre schlanken Arme aus.

Der späte Besucher ließ seinen Blick wohlwollend über den verführerisch wirkenden Leib der schönen Chansonette gleiten.

»Erst das Geld, Mademoiselle.«

Darauf legte Pierre großen Wert. Auf Kredit gab er nichts.

Sie lief in die geräumige Diele zurück, in der ein Sofa und bequeme Sessel standen. Aus einem Schrank nahm sie ein paar Scheine.

Die drückte sie dem Mann wortlos in die Hand.

Der schüttelte den Kopf. »Zehn mehr…«

»Zehn Scheine mehr?« Francoise, deren Hände zitterten und die sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten konnte, gierte danach, sich endlich die Spritze geben zu können.

»Richtig.«

»Das ist Wahnsinn!«

Der Besucher hob die Schultern. Ein Lächeln zuckte um seine schmalen Lippen. »Kann nichts dran ändern. Anordnung von Pierre!«

»Das kann nicht wahr sein. Ich ruf an…«

»Das geht nicht. Pierre ist unterwegs, ich sagte es Ihnen schon. – Sie wollen den Preis nicht bezahlen? Dann muß ich wieder gehen. Ich hab noch andere Kunden zu besuchen.« Er näherte sich ihr. Ehe sie sich versah, zog er sie an sich und preßte seinen Mund auf ihre Lippen. »Ich würde gern bei dir bleiben, du bist wunderbar«, flüsterte er erregt. »Wenn es nach mir ginge, würde ich dir den Stoff für die Hälfte des Preises lassen. Aber dann stimmt nachher die Kasse nicht.«

»Gib schon her! Hier…« Mit diesen Worten drückte sie ihm das restliche Geld in die Hand und nahm dafür das flache, in braunes Packpapier eingeschlagene Päckchen, das er lautlos aus seinem Jackett zog. »Aber du kannst ja wiederkommen«, flüsterte sie ihm zu, ihn verführerisch ansehend. »Ich warte auf dich. Mir würd's Spaß machen mit dir… ich bin danach…« Sie tippte auf das Päckchen, »immer gut in Form…«

Er zog sie nochmal an sich, und sie erwiderte seinen Kuß. »Ich komme. Ich beeil mich…«

Er lief zum Lift, und sie ging in ihre Wohnung zurück.

Ehe sie die Tür ganz zudrückte, wandte sich der Besucher nochmal um. »Philipe«, sagte er, »ich heiße Philipe.«

»Bis nachher, Philipe. Ich freu mich darauf.«

Sie zog den Riegel vor und öffnete mit fahrigen Fingern das Päckchen.

Fünf Ampullen waren darin eingewickelt.

Sie lief mit ihnen schnell ins Wohnzimmer. An dem Tisch schräg neben dem Fenster gab es drei kleine Schubladen, die verschlossen waren. Einen winzigen Schlüssel dazu trug sie an einem goldenen Kettchen um den Hals.

Francoise löste die Kette und öffnete mit dem Schlüssel die mittlere Schublade.

Darin befanden sich zwei Fächer, in dem persönliche Briefe lagen. Die Fächer ließen sich nach hinten schieben. Darunter befand sich ein Hohlraum, und in ihm lagen die Spritzen und Injektionsnadeln.

Es konnte ihr nicht schnell genug gehen. Der Deckel, der die Schachtel mit den Injektionsnadeln verschloß, rutschte zur Seite. Mit zitternden Fingern stülpte Francoise erst die Kanüle auf den Glaskolben und griff dann nach einer der Ampullen, die sie auf der mit Intarsien ausgelegten Deckplatte abgelegt hatte.

Die Frau brach einer Ampulle den Hals, dabei entglitt ihr der Glasbehälter und und fiel auf den Tisch. Die Flüssigkeit tropfte auf die Platte.

Ruckartig, mit gieriger, unkontrollierter Bewegung riß Francoise die angebrochene Ampulle wieder empor, griff mit der anderen Hand nach der vorbereiteten Spritze und tat etwas, was jeglicher Vernunft widersprach. Sie saugte mit der Kanüle die für sie so kostbare Flüssigkeit auf. Damit gerieten die Qualligen aus der Mikrobenwelt in die Flüssigkeit, die sie sich wenige Augenblicke später in ihren Oberschenkel injizierte.

*

Sie drückte den Kolben schnell herab, als käme es plötzlich auf jede Sekunde an.

Auf dem Boden vor dem Tisch hockend legte sie dann die Spritze achtlos auf den Teppich und ließ sich langsam zurücksinken.

Plötzlich kam die Ruhe. Das Zittern ihrer Hände hörte auf, sie konnte tief atmen, und das wohlige, zufriedene Gefühl der Gleichgültigkeit folgte nach.

Ein verklärter, entrückter Ausdruck lag auf ihrem zarten, blassen

Gesicht. Sie lächelte.

Langsam erhob sie sich, ging leichtfüßig durch den Raum, machte ein paar Tanzschritte und löschte die Lichter.

Zufrieden seufzend ließ sie sich auf das breite, altrosefarbene Bett fallen, wiegte den Kopf hin und her und summte eine Melodie, trat dann geistig mehr und mehr weg und gab sich den wohligen Schauern hin, die ihr ein falsches Bild ihres Zustandes vermittelten.

Die Tür zur Diele stand offen, damit sie besser die Klingel hörte, wenn Philipe zurückkam…

Ausgestreckt lag Francoise auf dem Bett. Nur eine kleine Lampe neben dem Bett brannte, deren Licht gedämpft war und einen angenehmen, schummrigen Schein vermittelte.

Sie dämmerte vor sich hin und glaubte sich an einen anderen Ort versetzt.

Sie träumte mit offenen Augen davon, leichtfüßig einen menschenleeren Strand entlangzuwandern, fast zu schweben. Strahlend blau war der Himmel, warm und wohltuend die Sonne auf ihrer nackten Haut. Sie trug nichts am Körper und genoß die Freiheit, der sie sich hingab, in vollen Zügen.

Hoch und fern kreisten Vögel über dem Strand und dem endlosen Meer, das sanft plätschernd seine Wellen an Land spülte.

Francoise Value meinte ins Wasser zu laufen, schwamm, war glücklich, eilte an den Strand zurück und rollte sich über den samtweichen, weißen Sand. Er war warm, und sie spürte die Wärme sogar tief in ihrem Körper.

Die Frau lag lächelnd auf dem Bett in dem schummrigen Zimmer und hatte vergessen, daß sie in Wirklichkeit zu Hause war in ihrem Pariser Apartment, in dem sie die beiden letzten Tage vor Antritt der Tournee verbringen wollte.

Das wohlige Wärmegefühl steigerte sich noch.

Ihre Haut wurde feucht. Und das bildete sie sich nicht ein.

Was sie nicht sehen konnte, waren die kleinen klebrigen Tropfen, die aus ihren Poren quollen und ihre Hautoberfläche mit einem öligen Schimmer versahen.

In den Schweißtröpfchen bewegte sich etwas und wuchs langsam aber stetig.

Zuerst waren nur winzige, hell schimmernde Punkte zu erkennen, sie wurden dann stecknadelkopfgroß. Da sah es schon aus, als wäre Francoise Values Körper mit einem eitrigen Ausschlag bedeckt.

Die Punkte wurden größer.

Einige fielen ab, kullerten über das Bett auf den Boden und rollten dort wie Quecksilberkugeln weiter. Sie stieß an die Fußleisten und die Sockel der Sessel, der Couch und anderer Einrichtungsgegenstände.

Die klebrigen Kugeln verfügten über ein Eigenleben.

Sie wanderten langsam an den Sockeln und Leisten und an den Wänden empor – und wuchsen dabei ständig weiter.

Auch die nun fingernagelgroßen Kugeln auf Francoise Values’ Leib wuchsen. Aber davon merkte sie noch immer nichts.

Die Invasion der Unheimlichen kam direkt aus ihrem Körper!

Die gelblichen Kugeln schimmerten nun weißlich-grau, pulsierten und zeigten Details auf ihrer qualligen, schmierigen Oberfläche.

Sie erinnerten in gewissem Sinn an eine Abart der Geiseltierchen. Etwas auf ihrer Oberfläche bewegte sich wie ein Haarkranz.

Es zuckte und spielte darauf… es waren winzige Augen, die langsam hervorquollen, die förmlich aus dem Kugelleib geboren wurden. Sie wurden zu kleinen, wie Eiskristalle glitzernden Augen, wimpern- und brauenlos, nackt und starr.

Aus den nun tennisballgroßen Kugeln, die lautlos und schmierend über den Körper, das Bett, den Boden und die Wände krochen, schoben sich wie Teleskope dünne, zuckende Fühler, die flatterten wie im Luftzug hängendes, hauchdünnes Spinngewebe. Peitschenähnlich wippten die Fühler hin und her…

Die unheimlichen Geschöpfe aus dem Mikrokosmos, aus dem Blut und den Körpersäften der Sängerin, entwickelten sich mit einer Schnelligkeit und Lautlosigkeit, die erschreckte.

Die Zunahme ihres Umfangs potenzierte sich mit einem Mal und erfolgte sprunghaft um jeweils das Doppelte.

Als die Wesen aus ihrem Körper, die sie als Ahnungslose mit der Injektionsnadel in ihren Organismus hineingetragen hatte, so groß wie Fußbälle waren, wurde der Druck auf ihrem Leib so unangenehm, daß sie darunter stöhnte.

Sie warf unruhig den Kopf hin und her, hatte die Augen jedoch noch immer geschlossen und war der Meinung, am Strand zu liegen und plötzlich entsetzlich zu schwitzen.

»Die Sonne – mein Gott die Sonne… ist mir heiß… ich muß wieder ins Wasser…«

Sie wurde unruhig, ihre Augenlider zitterten.

Die Frau merkte nicht, daß sie Anstalten machte sich zu erheben. Durch die Bewegungen lösten sich einige der fußballgroßen Kugeln, bewegten sich schmatzend über den Teppich und schoben sich an Möbeln und Wänden hoch.

Das Ganze hier im Apartment der Chansonette spielte sich mit einer erschreckenden, gespenstischen Lautlosigkeit ab.

Der große Raum war zu einem Stall geworden, zu einer Art fremdartigem Terrarium, in dem bisher unbekannte Wesen lebten und atmeten, sich bewegten und scheinbar ziellos herumkrochen, als müßten sie ihre neue Umgebung erst kennenlernen.

Unruhig fuhr Francoise über ihren Leib, der ihr heiß und

aufgequollen vorkam. Die Luft wurde ihr knapp. Diese entsetzliche Hitze!

Sie reckte ihre Arme. Auch die waren schwer wie Blei.

Da war nichts mehr von der wohligen Zufriedenheit, nichts mehr von der Freiheit und der Schönheit, die sie wahrzunehmen glaubte.

Der Schuß, den sie sich verabreicht hatte, war entweder zu schwach oder zu stark gewesen. Sie spürte förmlich, wie die Wirkung sich ins Gegenteil verkehrte. Ihre Haut wurde bretthart, ihr Herz pochte wie rasend, aus dem eben noch stillen Meer, das sie bis zum Horizont hatte überblicken können, wurde eine aufgewühlte, brausende Wasserlandschaft. Orkane jagten darüber hin und ließen steile Fontänen emporsteigen. Der Himmel wurde schwarz, wirkte drohend und schien sich mit dem aufgepeitschten Meer zu vermählen.

Sand spritzte auf.

»Ich muß weg hier!« hörte Francoise sich selbst sagen.

Sie kam aber nicht sofort hoch. Etwas drückte auf sie, als läge ein enormes Gewicht auf ihr.

Sie hob den Kopf und schlug die Augen auf.

Der drohende Himmel und das wilde, aufgepeitschte Meer waren nur noch wie durch eine wabernde Nebelwand zu erkennen.

Sie sah hinter dem aufspritzenden Wasser und den schwarzen, sich zusammenballenden Wolkenbergen vertraute Umrisse.

Eine Wand – ein Bild! Ihr Zimmer. Sie war in Paris…

Das alles war nur ein schrecklicher Traum, ausgelöst durch die Droge, die sie sich gespritzt hatte.

Etwas war nicht in Ordnung. Entweder mit der Ware oder mit ihr. Das Erlebnis schockte sie. Dies war kein Traum mehr im Paradies, in das sie sich versetzt glaubte – dies war ein Horror-Trip.

Es war grauenhaft, was sie erlebte, und sie zwang sich dazu, klare Gedanken zu fassen und den beklemmenden Rausch abzuschütteln wie Wasser.

Aber das ging nicht so einfach.

Die Schwere blieb, die Unruhe ebenfalls.

Da hockte doch etwas auf ihrem Körper?

Sie griff danach, fühlte weiche, schwammige, glitschige Kugeln und bemerkte den peitschenähnlichen Schlag der Fühler.

Francoises Augen weiteten sich.

Sie richtete sich auf, kam aber nur halbschräg in die Höhe.

Was sie sah, erfüllte sie mit Grauen, und sie verfluchte die Stunde, in der sie im Kreis von Freunden die erste Haschzigarette genommen hatte. Nur mal, um »es auszuprobieren«. Heute brauchte sie täglich eine Spritze und harte Drogen, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann sie sich täglich zwei, drei oder gar vier Injektionen verabreichen mußte, um noch »high« zu werden – oder sich endgültig

den Todesschuß zu versetzen.

Ihr ganzer Körper fühlte sich aufgequollen an.

Sie sah weiß-graue Kugelgeschöpfe, die an ihr klebten, die an der Wand und auf den Bildern hockten. Lautlos pulsierten die unheimlichen Körper, und Glotzaugen waren auf sie gerichtet, als wollten die unheimlichen nächtlichen Besucher aus ihrem Alptraum genau wissen, wen sie da vor sich hatten.

Sie befand sich im Delirium!

Francoise schlug um sich, wollte sich befreien, stöhnte und ächzte. Ihre kleinen, zur Faust geballten Hände klatschten auf die schmierigen Körper. Die gaben nach wie Weichgummi und ließen ihre Hände wieder zurückschnellen. Den Schleimkugeln, die inzwischen einen Durchmesser von knapp einem Meter hatten, aber machten die Schläge nicht das geringste aus.

Purer Wahnsinn packte sie. Alles in ihr sträubte sich gegen das, was sie sah, und sie ächzte und schrie um Hilfe.

Eine einzige Kugel rollte vom Kopfende des Bettes, auf dem sie lag, einfach über ihr Gesicht hinweg und erstickte ihren Schrei.

Sie war von allen Seiten umringt, wurde niedergedrückt und versank in einem Meer, das auch Besitz ergriff von dem unheilvollen Strand, auf dem sie zu liegen glaubte. Wie eine Flut ergossen sich die Körper der rätselhaften, grauenvollen Eindringlinge über sie.

Francoise Value erstickte.

*

Er hatte sich beeilt wie noch nie.

Philipe Vrangeville konnte es kaum erwarten, in jenes Haus zurückzukehren, in dem Francoise wohnte.

Er war dem Zufall dankbar, der ihn heute abend in diesen Bezirk geführt hatte.

Francoise Value war eine leidenschaftliche, schöne Frau – aber sie war drogensüchtig. Das machte sie für ihn nur noch interessanter. Die Rauschgifte hatten bereits Francoises Charakter zerstört, sie willenlos und abhängig gemacht.

Ihr Körper und ihre Seele verlangten nach Zärtlichkeit, nach Erotik – nach Sex.

Philipe Vrangeville gehörte zu jener Sorte Menschen, die man als gewissenlose Schurken bezeichnete. Was er tat, tat er um der eigenen Freude, um des eigenen Vorteils willen.

Er hatte Francoise Value gesehen. Sie war vollkommen fertig gewesen. Sie hatte den Stoff dringend gebraucht.

Pierre Donette, der die Schlüsselfigur im Vertrieb war und seine Kunden genau kannte, hatte gewußt, daß Francoise Value völlig

abgebrannt war. Er hatte es absichtlich zu dieser Situation kommen lassen, um die Preise in die Höhe zu treiben. Ein Mensch in Francoises Verfassung war bereit, alles zu geben, um sich den Schuß setzen zu können…

Francoise Value würde nun schon in tiefer Benommenheit und glückselig vor sich hinlächeln in ihrem herrlichen Bett liegen, nur mit einem schwarzen, hauteng anliegenden und durchsichtigen Nachthemd bekleidet.

Er stellte sich das bildlich vor und beschleunigte seine Schritte.

Er hatte vorgesorgt, um wieder ins Haus zu können. Aus Erfahrung wußte er, daß solche Menschen nach dem Gebrauch der Spritze nicht mehr in der Lage sind, noch an die Tür zu kommen. Sie würden nicht mal mehr die Klingel hören, weil sie glaubten, sich in einer anderen Welt zu befinden.

Die Tür im Hausflur war nur angelehnt. Das hatte er beim Weggehen so hinterlassen. Ein kleiner Stein, den er jetzt mit dem Fuß wegschnickte, hatte verhindert, daß die Tür zufallen konnte. Um diese späte Stunde war nicht mehr damit zu rechnen, daß noch jemand ins Haus kam oder es verließ – und selbst wenn es der Fall war, dann würden die meisten, die das Haus betraten, die Tür einfach aufstoßen und durch den Korridor zu den Liften eilen, ohne sich darum zu kümmern, ob sich die Haustür völlig schloß oder nicht.

Sie war nicht verschlossen. Die erste Rechnung Vrangevilles ging auf.

Mit dem Lift fuhr er in das oberste Stockwerk.

Hier oben herrschte vollkommene Ruhe.

Die Wohnungstür zu Francoise Values Apartment war dunkelviolett gestrichen. Ein schwerer Türklopfer hing daran.

Die Tür war geschlossen.

Es hätte keinen Sinn gehabt, jetzt zu klingeln. Für solche Fälle hatte Philipe Vrangeville seine eigene Methode. Und die war in der Vielzahl ähnlich gelagerter Fälle bisher stets erfolgreich verlaufen.

Für solche Fälle trug er einen Dietrich in der Tasche, um den Schönen, mit denen er seine Schäferstündchen verbringen wollte, keine Schwierigkeiten zu bereiten.

Leise schob er das Instrument ins Schlüsselloch und atmete auf. Von innen steckte kein Schlüssel. Der Rest war eine Sache von Sekunden. Es knackte einmal kurz und vernehmlich – und die Tür zu Francoise Values Wohnung sprang auf.

Es war dunkel in der Diele. Aber aus der anderen Seite der Wohnung fiel gedämpfter Lichtschein um die Ecke.

Leise drückte Vrangeville die Tür ins Schloß, zog sein Jackett aus und hängte es an den vergoldeten Garderobenhaken.

Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Bogen, der die Wohndiele

mit dem Wohnzimmer und dem Speiseraum verband.

Bis zum Wohnzimmer kam er gar nicht.

Etwas rollte in der Dunkelheit auf ihn zu.

Es war mindestens zwei Meter groß, weiß-grau, quallig und schmierig und trug auf der Oberfläche Glotzaugen und lange, faserige Fühler, die wie Peitschenschnüre hin und her schlugen.

Vrangevilles erwartungsvolles Lächeln gefror zu Eis. Er prallte zurück.

Was war das?

Über das Phänomen nachzudenken, blieb ihm nicht mehr genügend Zeit.

Die Fühler berührten ihn. Der Peitschenschlag der Auswüchse war so gewaltig, daß Philipe zu Boden flog.

Dann rollte der Quallenberg auf ihn zu.

Die Wesen aus dem Mikrokosmos hatten inzwischen den höchsten Punkt ihrer Entwicklung hier auf dieser Seite der Welt erreicht. Größer konnten sie nicht werden, sie hatten sich den neuen Umweltbedingungen innerhalb kürzester Zeit angepaßt.

Philipe Vrangeville sollte nie begreifen, wem oder was er hier begegnete und was durch einen geheimnisvollen Vorgang in eine Welt geschleust worden war, das hier nichts zu suchen hatte.

Schmierig und glitschig schlug ihm das fremde Leben entgegen und rollte auf ihn zu.

Vrangeville schrie, aber sein Schrei wurde im Ansatz schon unterdrückt, weil das quallige Fleisch seinen Mund und seine Nase verstopfte.

Er hatte das Gefühl, als würde ein Felsblock über seinen Körper gerollt und dann wußte er nichts mehr von sich.

*

Die Uhr schlug elfmal.

Der Mann am Tisch in der einfach aber sauber eingerichteten Wohnung hörte die Geräusche nicht.

Vor ihm, angestrahlt vom Licht einer Schreibtischlampe, lag ein Buch. Die Seiten waren vergilbt und brüchig, die Buchstaben alt und verschnörkelt.

Das Buch selbst war gefaßt in eine dunkelbraun gegerbte Lederhaut, die durch Bronzespangen gehalten wurde. Im ersten Moment hätte man aufgrund der äußeren Aufmachung der Größe und des Alters des Folianten darauf schließen können, daß es sich um eine Bibel aus dem 16. oder 17. Jahrhundert handelt. Auf jeder dritten oder vierten Seite gab es hervorragende Stahlstiche, die Szenen aus den Städten der damaligen Zeit und manch anderes mehr zeigten.

Aber daran ließ sich zuerst erkennen, daß es sich um keine Bibel handelte.

Es war ein Tatsachenbericht, und es gab keinen Zweifel an der Echtheit des Folianten, der mehr als dreihundert Jahre alt war.

In römischen Ziffern war vermerkt, daß dieses Buch im Jahr 1645, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, von einem Einsiedlermönch geschrieben worden war.

Dieser Mönch hatte auf abenteuerliche Weise ganz Europa bereist, zu Fuß, mit der Kutsche und auf dem Rücken von Pferden.

Alle merkwürdigen Erlebnisse und Begegnungen, die Claudius Johannitus Ellerbrecht – so hieß der Mönch – während seiner fast zwanzigjährigen Wanderschaft durch die winzigen Dörfer, die abgelegenen Höfe und die großen Städte gehabt hatte, waren hier aufgezeichnet.

Claudius Johannitus war Hexen und Magiern begegnet, behauptete mit Geistern Verstorbener gesprochen zu haben und hatte sich ganz besonders für ungewöhnliche Erzählungen und Vorkommnisse interessiert, die durch den Volksmund verschämt weitererzählt worden waren.

Unter anderem ging es da besonders um jene Berichte, in denen behauptet wurde, daß Menschen spurlos verschwanden, daß sie in der »Erde versanken« oder »sich in Luft auflösten«, wie es wortwörtlich in diesem »Buch der seltsamen Geschichte und Bilder aus unserer heuthygen Zeyth, erlebt und belauschet von Claudius Johannitus im Jahr des Herrn sechzehnhundertundfünfundvierzig«, heißt.

Der Mann, der in dieser vorgerückten Stunde mit einer gewissen Nervosität und zunehmender Spannung darin las, war niemand anders als – Frank Morell.

Vor drei Tagen war das Buch in seinen Besitz gelangt. Leihweise. Es gehörte ihm nicht.

Ein Trödler, der in der Innenstadt ein Geschäft führte und jeden Samstag auch auf dem Flohmarkt am Main unten allerhand Altes, Uriges, Kitschiges und Antiquiertes feilbot, hatte ihn vor drei Tagen angerufen und ihn auf dieses Buch aufmerksam gemacht.

Beim Entrümpeln eines Dachbodens war dem Trödler dieses Buch durch einen wirklichen Zufall in die Hände gefallen.

Es lag versteckt in dem doppelten Boden eines alten, wurmzerfressenen Schrankes, der auseinanderfiel, als man ihn abtransportieren wollte. Dabei kam der Foliant zum Vorschein.

Der Händler war anfangs überzeugt davon, auf eine Bibel gestoßen zu sein, die einige tausend Mark wert sein könnte. Zu Hause angekommen, nahm er das Buch unter die Lupe und stellte fest, daß es sich um einen sonderbaren Reise- und Erfahrungsbericht eines Mönchs handelte. Mit diesem Buch waren sicher bei einer Versteigerung

ebenfalls einige tausend Markscheine herauszuholen.

Zehntausend war das mindeste, was der Trödler glaubte erzielen zu können. Aber das wollte er noch genau nachprüfen. Da Morell und er sich jedoch schon seit vielen Jahren kannten, und er die Schwäche des Frankfurters für die Mythen vergangener Völker und Berichte über versunkene Kulturen und Erzählungen über seltsame Vorkommnisse oder Beobachtungen aus dem Mittelalter kannte, hatte er Frank eine diesbezügliche Mitteilung gemacht.

Der Foliant war zunächst nicht käuflich zu erwerben, der Trödler aber, der Morell schon manches Buch beschafft hatte, gab Frank die Möglichkeit, sich eine Zeitlang mit dem eigenartigen Text zu beschäftigen. So konnte er sich all das herausschreiben, was für ihn wichtig war.

Schon am ersten Abend wurde ihm klar, daß jeder Bericht eine kleine Sensation für sich war.

Claudius Johannitus hatte nur die wirklich entscheidenden Stationen und Begegnungen seines Lebens aufgezeichnet und alles Nebensächliche unterlassen.

Die Stahlstiche, die von ihm stammten, zeigten die Dörfer und Höfe, die Städte aber auch jene Stellen, wo angeblich Menschen verschwunden waren. Es wurden Orte genannt, an denen zu bestimmten Zeiten »seltsame runde Kometen, flache leuchtende Himmelsscheiben« beobachtet wurden. Der Mönch sprach von Fliegenden Untertassen!

Aus einem anderen Ort wußte er einen rätselhaften Vorfall zu berichten. Danach sei dem Knecht Mechtlin in der Nacht von Samstag auf Sonntag ein schwarzer Mann begegnet, der Mechtlin angesprochen und behauptet hätte, »seine Heimat« zu suchen.

Berichte aus der gleichen Zeit ergaben, daß dieser schwarze Mann offensichtlich von den Sternen gekommen war. In der Nähe des Ortes fand man verglühte Baumkronen und in der Erde einen großen Krater, der später zugeschüttet wurde, ohne daß man ihn näher erforscht hätte.

Claudius Johannitus aber sprach auch von den Qualligen.

Auf seinem Weg durch das Europa des frühen 17. Jahrhunderts war er zweimal auf Spuren der »Qualligen« gestoßen, ebenfalls in einem Stahlstich nach beglaubigten Berichten seiner Informanten.

Die Qualligen – weißliche, glitschige, kugelförmige Gestalten, mit starren, hervorquellenden Augen und tentakelartigen Fühlern versehen – waren an zwei Orten aufgetaucht, die von Jüngern der schwarzmagischen Künste aufgesucht worden waren.

Von einem Ort, dessen Name Frank beim besten Willen nicht mehr entziffern konnte, stand zu lesen, daß Quallige aus einer unsichtbaren Welt ihn ausgerottet hätten. Alle Einwohner seien im Schlaf überfallen

und erdrückt worden. Am nächsten Morgen fand man die Toten. Mit blauen Flecken übersät und erwürgt. Anfangs wußte niemand, wie es zu diesem Massensterben in dem Dorf gekommen war. Es gab keine Spuren, die auf die »Qualligen« hinwiesen. Da fand man einen Zettel, den ein Magier an die Dorfeiche geheftet hatte. Darauf stand zu lesen, daß der Mann sich von den Handwerkern und Geschäftsleuten betrogen fühlte. Es sei ihm gelungen, »Haus und Hof von bösen Geistern zu säubern und allerlei Unbill von Mensch und Tier zu nehmen«. Statt einer Entlohnung aber jagte man den Magier raus aus dem Dorf.

Der rächte sich und holte die Qualligen. Wie er das machte, darüber war nichts vermerkt. Und den Magier selbst konnte seinerzeit auch niemand mehr befragen. Der wurde im ganzen Land gesucht, blieb aber für immer verschwunden.

Zusammen mit den »Qualligen« mußte er in deren Welt eingegangen sein.

Märchenhaft und unglaubwürdig war die Darstellung, und wer in diesem Buch las, der konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Bei Frank Morell war es nicht so. Seitdem er wußte, daß er als Dykte bereits schon mal auf einer anderen Welt lebte und seine Seele zur Wiedergeburt absichtlich auf diese Welt geschleust worden war, da konnten ihn die seltsamsten und unfaßbarsten Berichte nicht mehr erschüttern.

Claudius Johannitus Ellerbrecht schien genau gewußt zu haben, wovon er schrieb. Für die meisten Dinge seiner Zeit hatte es keine wissenschaftlichen Erklärungen gegeben. Man sprach von Spuk und Zauberei, von Hexenglaube und vom »Atem einer anderen Welt, der manchmal unter bestimmten Voraussetzungen auch auf dieser Welt spürbar würde…«

Kräuter und Essenzen, die heute kein Mensch mehr kannte, deren Wirkungen jenen Menschen aber damals, die sich damit befaßten, vertraut waren, fanden Anwendung bei der Beschwörung magischer und finsterer Kräfte. Diesen Hinweis gab Ellerbrecht.

Er selbst hatte mal »Quallige« gesehen.

»In einem anderen Dorf. Da überfiel eine Gruppe von Qualligen einen Bauer und seine Herde. Nur eine Steinwurfweite von mir entfernt wurde ich Zeuge, wie der Mensch und die Tiere von den Qualligen überrumpelt und phagozytiert wurden. Und dann sind alle miteinander verschwunden – so, als wäre ein geheimer, lautloser Befehl an alle gleichzeitig erfolgt. Sie verschwanden vor meinen Augen – wurden winzig klein, und der Boden oder die Luft nahmen sie auf…«

Scharlatan oder Wahrheitsfanatiker, Sucher oder Lügenbaron, der es verstand, die Gefühle und Stimmungen der Menschen seiner Zeit zu

steuern?

Frank Morell war an einem Kapitel angelangt, das er nicht ohne eine gewisse Kritiklosigkeit hinnehmen konnte.

Hier hatte Claudius, der Mönch, offenbar doch gewaltig aufgetragen. Aber wie alle Geschichten so enthielt auch diese sicher ihren wahren Kern. Auf irgend etwas gingen solche Berichte schließlich immer zurück…

Er hing seinen Gedanken nach.

Das Gelesene beschäftigte ihn. Daß mehr Wirklichkeit in den Texten des Mönchs steckte, als er hineininterpretierte, das konnte er in dieser Sekunde nicht ahnen. Auch nicht, daß große Ereignisse bereits ihre Schatten vorauswarfen und ihn hineinzogen in einen Schlund des Unheils und des Verderbens. Ebensowenig merkte er, daß in diesem Moment zwei Augen auf ihn gerichtet waren… zwei Augen, die ihn zum Mörder machen sollten.

*

Der Beobachter befand sich genau im Haus gegenüber, in der Dachwohnung auf der gleichen Höhe.

Die Wohnung war dunkel.

Ein Mann stand am Fenster. Er hielt ein Fernglas an die Augen gepreßt und konnte genau in dem hellerleuchteten Fensterkreuz drüben den Mann am Tisch sitzen sehen. Frank Morell blätterte aufmerksam in dem alten Buch und machte sich eifrig Notizen.

Eine halbe Stunde lang stand der Beobachter mit dem Fernglas wie eine Statue. Nur seine Augen schienen zu leben, und denen entging nichts.

Der Mann in dem dunkelblauen Hemd und der schwarzen Hose hatte diese Wohnung erst vor zwei Tagen übernommen. Seit dieser Zeit beobachtete er mit Unterbrechungen das Haus gegenüber.

Der Mann war nur mit einem Koffer gekommen.

Der eigentliche Inhaber der Wohnung war veranlaßt worden, diese Wohnung für einen bestimmten Zeitraum zur Verfügung zu stellen. Ein offizieller Umzug war nicht erfolgt, um die Hausbewohner und Nachbarn und vor allen Dingen auch Frank Morell nicht aufmerksam zu machen.

Der Mann, der die Wohnung gemietet hatte, war mit den vorgeschlagenen Bedingungen einverstanden gewesen und befand sich auf einer Urlaubsreise, die ihm bezahlt wurde. Der Nachmieter war angeblich ein Freund des eigentlichen Mieters, der vor vielen Jahren nach Australien ausgewandert war und sich nun für ein paar Wochen in Deutschland umsehen wollte. Da er geschäftlich in Frankfurt zu tun hatte, schlug er während der Abwesenheit des Freundes sein Domizil

hier auf.

So war es dem Hausverwalter, der im ersten Stockwerk wohnte, dargelegt worden. Der Mann hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt.

Doch der angebliche Gast aus Australien stammte in Wirklichkeit aus Amerika. Und ein besonderer Auftrag führte ihn hierher.

Er sah, wie Morell sich erhob und in die kleine Küche ging, um sich Kaffeewasser aufzustellen.

Nachdem der Konstrukteur dort drüben wieder seinen Platz eingenommen hatte, gab der Beobachter seine Stellung auf und schob eine auf einem feststehenden Gestell installierte Spezialkamera in Fensterhöhe. Die Kamera war mit einem infrarotempfindlichen Film geladen. Diese Kamera belichtete alle sechzig Sekunden ein Bild. Das Objektiv erfaßte den gesamten Fenster- und Dachbereich von Frank Morells Wohnung.

Die Vorbereitungen für die Nacht waren getroffen…

*

Kommissar Marcel Trudeau von der Sûreté in Paris hatte schon manches erlebt. Aber was er an diesem Morgen zu sehen bekam, übertraf alles bisher Dagewesene.

Man hatte die Toten gefunden.

Francoise Values Produzent hatte am Morgen gegen neun Uhr in der Wohnung der Chansonette angerufen, weil er mit ihr noch einen neuen Titel besprechen wollte, über den bisher noch keine Entscheidung getroffen worden war.

Francoise wußte von diesem Anruf. Sie hätte da sein müssen.

Das Telefon rasselte alle zehn Minuten. Als sich um zehn Uhr immer noch niemand meldete, gab der Produzent einem Freund den Auftrag, doch in der Wohnung selbst mal nach dem rechten zu sehen.

Unten von der Straße aus war zu erkennen, daß ein Fenster der Apartmentwohnung offenstand. Auf ein Klingeln aber öffnete niemand die Tür und zeigte sich auch niemand am Fenster.

Francoise Value war bekannt dafür, daß sie die Vormittage entweder verschlief oder mit einem ausgedehnten Bummel durch die Stadt verbrachte. Von beidem ließ sie nur ab, wenn eine Besprechung unmittelbar vor einer Tournee anstand. Sie wußte vom Anruf ihres Produzenten – und doch öffnete sie nicht.

Da stimmte etwas nicht!

Die Polizei wurde angerufen. Die brachte einen Schlosser mit und öffnete die Tür.

Dann wurde die Wohnung gesperrt, nachdem man sah, was sich Grausiges darin abgespielt hatte.

Marcel Trudeau, vierundfünfzig, eine gepflegte Erscheinung mit Menjou-Bärtchen, wurde alarmiert.

Trudeau leitete die Mordkommission.

Die beiden Leichen sahen mitgenommen aus. Der Mörder mußte ein Wahnsinniger gewesen sein. Er hatte seine Opfer durch Schläge und Fußtritte offensichtlich attackiert und dann erwürgt. Oder umgekehrt wäre es eigentlich logischer gewesen.

Die Opfer waren gar nicht mehr in der Lage gewesen, sich zur Wehr zu setzen. Der Wahnsinnige, der hier mit ihnen in der Wohnung gewesen war, hatte gewütet. Vasen und Bücher lagen auf dem Boden, ein Tisch war umgekippt. Trudeaus Leute fanden die Glasscherben einer Ampulle und die Spritze und konnten sich denken, was sich hier abgespielt hatte. Eine Rauschgiftorgie! Dabei mußte einer durchgedreht haben…

Der Gerichtsmediziner stellte fest, daß Francoise Value und Philipe Vrangeville etwa zur gleichen Zeit erstickt waren.

Vrangeville aber war im Gegensatz zu Francoise Value nicht von Drogen abhängig. Er war bei vollem Bewußtsein gewesen, als sein Mörder sich über ihn hermachte.

Im ersten Moment zeichnete sich ein deutliches Tatbild ab, das aber mit jeder Minute, die Trudeau und seine Leute länger in dem luxuriösen Apartment Francoise Values verbrachten, mehr und mehr verwischte.

Unweit der Leiche Philipe Vrangevilles fand man unter einem mit Intarsienarbeiten versehenen Schränkchen einen Dietrich, der offensichtlich von Vrangeville stammte.

Das forderte zu neuen Kombinationen heraus.

Darin war Trudeau ein Meister. »Francoise Value ist im Rausch. Sie hat Besuch. Vrangeville weiß nichts davon. Er kommt heimlich hierher, dringt mit dem Dietrich in die nicht abgeschlossene Wohnung ein – und wird Zeuge des Mordes an Francoise Value. Er kann ihn aber nicht mehr verhindern. Sein Gegner ist schneller und schlägt Vrangeville hier, unmittelbar nach seinem Eintritt in die Wohnung nieder.«

Das klang logisch. Aber Trudeau war auch mit dieser Version nicht ganz zufrieden. Da gab es noch einige kleine Schönheitsfehler.

»Die ganze Sache gefällt mir nicht«, knurrte er, sich über sein Bärtchen streichend. »Diese blauen Flecken am Körper der Toten, die Druckstellen im Gesicht… beide wurden ermordet, beide sind erstickt. Aber der Würger hat ihnen nicht die Gurgel zugedrückt.«

Das konnte der untersuchende Arzt ihm nur bestätigen.

Der Fall begann mysteriös zu werden.

Trudeau kreiste seine eigenen Überlegungen ein und schickte seine Leute los, die im Haus mit den Befragungen begannen.

Zwei Hausbewohner konnten sich daran erinnern, daß ihnen in der letzten Nacht beim Nachhausekommen aufgefallen war, daß die Haustür unten nicht richtig schloß. Aber da gerade der Lift bereit stand, hatte sich keiner die Mühe gemacht, nochmal zurückzugehen und nachzusehen, weshalb sie nicht schloß.

Diese Beobachtung konnte zu Trudeaus Überlegungen passen, daß Vrangeville in der Tat später hinzugekommen war, daß er der schönen und berauschten Francoise einen heimlichen Besuch hatte abstatten wollen.

In dem großen Haus aber hatte niemand einen Fremden gesehen oder etwas Verdächtiges bemerkt.

An der Tür und in der Wohnung fand man keine nennenswerten Fingerabdrücke.

Trudeau bezweifelte auch immer mehr den ersten Eindruck, daß es sich bei dem Täter um eine Einzelperson gehandelt haben könnte.

»Es müssen mehrere gewesen sein, eine ganze Gruppe«, murmelte er. »Über die Opfer sind viele gleichzeitig hergefallen.«

Aber wieso gab es dann keine Spuren? Wenn eine ganze Bande hier eingedrungen war oder mit Francoise feierte… aber das stimmte ja auch schon wieder nicht. Aus den gefundenen Beweisen ließ sich eindeutig rekonstruieren, daß sich Francoise Value offenbar allein in Trance versetzt hatte. Dies wiederum konnte nur bedeuten, daß sie selbst offenbar keine Ahnung davon hatte, wer hier in ihrer Wohnung noch anwesend war.

Wie waren der oder die Mörder eingedrungen?

Trudeau stand mit seinem Assistenten Roger am Fenster und blickte in die Tiefe.

Dort unten kamen gerade die Sargträger aus dem Haus. In einem Zinksarg wurde zunächst Francoise, dann Philipe Vrangeville abtransportiert. Beide Leichen waren beschlagnahmt.

Trudeau schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht. Die Wände können sie nicht hochgekommen sein – und Francoise Value selbst scheint sie nicht eingelassen zu haben. Wir haben auch keinen Hinweis dafür erhalten, daß sich jemand mit Gewalt an der Tür zu schaffen machte. Aber nur durch die Tür kann er gekommen sein! Mit Nachschlüssel oder einem Schlüssel, den Francoise Value ihm oder ihnen gegeben hat… Der Fall enthält mir zuviele ›Wenns‹ und ›Aber‹, Roger. Solche Fälle nehmen meistens recht merkwürdige Wendungen. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns an diesem Fall die Zähne ausbeißen, und daß er uns noch manche Überraschung beschert… Komm', werfen wir mal einen Blick aufs Dach, das genau über der Wohnung liegt. Die Bande kann sich ja auch abgeseilt und den Fluchtweg über das Dach genommen haben. Das Fenster stand offen, da müssen wir auch eine solche Möglichkeit in Betracht ziehen…«

Roger Parnasse war zwanzig Jahre jünger als Trudeau, ein zuverlässiger und intelligenter Mann, mit dem der Kommissar stets gern zusammenarbeitete.

»Sie sind heute sehr schweigsam, Roger. Ich hatte eigentlich gehofft, ein bißchen mehr von Ihnen zu hören…«

»Ich kann schwerlich einen Gedanken äußern, den ich selbst nicht klar erfasse, Kommissar.« Parnasse hatte eine dunkle, angenehme Stimme, die zu seinem ruhigen Äußeren paßte. »Ich habe ein komisches Gefühl bei der ganzen Sache. Da paßt einfach nichts zusammen…«

Die beiden Männer gingen gemeinsam mit dem Hausverwalter aufs Dach. Der allein nur besaß die Schlüssel zu den mit Schlössern versehenen Glaskuppeln.

Frisch blies der Wind über das flache Dach.

Trudeau und Parnasse sahen sich aufmerksam um.

Parnasse ging bis dicht an den Dachrand und blickte angespannt in die Tiefe.

Trudeau packte den Assistenten am Ärmel und zog ihn vorsichtig zurück. »Machen Sie keinen Unsinn, Roger! Treten Sie nicht so weit nach vorn! Da wird's mir vom Hinsehen schon mulmig.«

Trudeau und Parnasse gingen in die Hocke. Gut einen Meter tiefer fingen die Fenster der Wohnung Francoise Values an. Es gab die Möglichkeit, von hier aus in die Wohnung zu steigen. Aber da mußte einer Nerven wie Drahtseile und außerdem einen Schlüssel für die Schlösser der Dachkuppeln haben. Und die befanden sich nur im Besitz des Verwalters.

Je mehr die beiden Beamten über den Mordfall nachdachten, desto mysteriöser stellte er sich ihnen dar.

»Vielleicht sind sie über das Dach geflohen oder gekommen – vielleicht auch nicht… Herrlich, was wir schon alles wissen«, murrte Trudeau sarkastisch und fingerte nach einem Kaugummi, die er immer griffbereit in seiner oberen Jackentasche stecken hatte. Er rollte Papier und Alufolie zusammen und steckte sie in seine untere Jackentasche. Als Angehöriger einer aktiven Umweltschützergruppe in Paris tat er das nicht nur seinem Image zuliebe, sondern weil es ihm ein Bedürfnis war selbst ein Beispiel dafür zu geben, was der einzelne tun konnte, um Stadt und Plätze sauber zu halten.

Anfangs wurde Trudeau innerhalb seines Ressorts scherzhaft hinter vorgehaltener Hand der »Säuberungsteufel vom Dienst« geschimpft.

Was zunächst in gewissem Sinn abwertend und zum Teil auch spöttisch klang, nahm schon bald einen anderen Tenor an, als der eine oder andere anfing seine eigenen Gedankenlosigkeiten zu kontrollieren, um dabei festzustellen, daß viele Millionen so nachlässig dachten.

Das begann mit Wegwerfen von Kippen und Zigarettenschachteln aus fahrenden Autos und endete mit dem Abladen von Unrat an Straßenrändern und Waldsäumen.

Umweltschützer Trudeau hatte in seinem unmittelbaren Arbeitsbereich und Freundeskreis zumindest dafür gesorgt, daß – ohne erhobenen Zeigefinger – manch einer über gewisse Nachlässigkeiten nachzudenken begonnen hatte und deshalb auch schon manches unterließ, worüber er sich zuvor keine Gedanken gemacht hatte.

Trudeau stand kaugummikauend neben einem der metallenen Dachaufsätze, durch die das Regenwasser in die Kanalisationsschächte abgeleitet wurde.

Über dem mit einem kleinen spitzen Blechdach versehenen Sieb war es feucht und schattig.

Aber weder Trudeau noch Roger Parnasse sahen einen Grund, sich zu bücken und einen Blick auf diese feuchten, schattigen Stellen auf dem Dach zu werfen.

In der Feuchtigkeit existierte unfaßbares, winziges Leben. Aber bei genauerem Hinsehen hätten sie erkannt, daß es gar nicht so winzig war.

Punktgroße Kugeln schwammen in der Nässe und schienen sich darin wohlzufühlen.

Es waren Hunderte…

*

Der Kommissar und sein Assistent stiegen die Metalleiter nach unten. Der Hausverwalter schloß die Schlösser wieder ab.

Die Wohnung der Toten wurde versiegelt. Trudeau und seine Männer zogen ab. Noch andere Arbeit wartete.

Oben auf dem Dach bewegte sich etwas. Kein menschliches Auge registrierte das Geschehen.

Punktgroße Bakterien rollten über die dunkle Kiesschicht und wurden auf dem Weg zu dem Dachrand merklich größer.

Quallenartige Geschöpfe, weiß-grau und schleimig anzusehen, waren schließlich entstanden, die sich mit peitschenartig hin- und herschlagenden Fühlern und Glotzaugen versehen schließlich an den Dachrand hefteten. Die Kugelgeschöpfe waren groß wie Tennisbälle, und es waren ihrer fünf an der Zahl.

Die starren Glotzaugen verdrehten sich und wurden teleskopartig nach vorn gedrückt, so daß der Blickwinkel sich verändern mußte.

Die hypersensiblen Sehnerven der fremdartigen, mordgierigen Geschöpfe registrierten das, was sich in der Tiefe dort unten auf der Straße abspielte.

In zwei schwarze Citroën stiegen Trudeau und seine Leute.

Die Qualligen sahen und hörten, sie konnten fühlen und denken. Die Mörder aus der Mikroweit wußten, was sie falsch gemacht hatten, und sie empfingen aus der unsichtbaren Welt, der sie entsprossen, einen Befehl…

*

Frankfurt am Main…

Am Abend verließ Frank Morell mit seinen Kolleginnen und Kollegen das Büro ›Gering und Krollmann‹ in der Nähe des Messegeländes.

Die Autoschlange wälzte sich in die Stadt. Umspringende Ampeln, Hupen, nervöse Fahrer am Steuer, die nach Hause wollten…

Das alltägliche Bild!

Der Verkehrspolizist auf der Kreuzung war um seine Aufgabe nicht zu beneiden.

Frank ließ sich von der Blechkarawane mitziehen. Er hätte es einfacher haben können, wenn er sich seiner Gaben bedient hätte, die ihm als einstigem Dykten zur Verfügung standen. Aber er hatte sich vorgenommen, diese besondere Kraft nur in höchster Gefahr und nur dann anzuwenden, wenn sie einen wichtigen Dienst leistete. Sein Alltag als Morell sollte sich nicht ändern, nur weil er Mirakel, der fliegende Mensch, war, der mit Hilfe kosmobiologischer Kraftströme die Urenergie des Universums zur Verfügung hatte und sich innerhalb dieser Urenergie gedankenschnell von einem Ort zum anderen bewegen konnte.

Dennoch war bereits durch die Anwendung der ersten Mirakelkraft ein Punkt erreicht, wo sich seine Existenz als Morell und seine zweite als Mirakel nicht mehr voneinander trennen ließ.

Er hatte festgestellt, daß er seit geraumer Zeit über bedeutend intensivere Sinneseindrücke verfügte.

Es bedurfte nicht unbedingt seiner Umwandlung in Mirakel, um beispielsweise schärfer hören und sehen zu können. Er konnte manchmal Menschen und Ereignisse wahrnehmen, die sich am anderen Ende der Stadt aufhielten oder abspielten. Manchmal auch vernahm er Stimmen, die von Leuten stammten, die sich in vielen Kilometern Entfernung unterhielten.

Und manchmal auch schon spürte er Gedanken, die sich intensiv mit etwas beschäftigten.

Genau in diesem Augenblick wieder.

Die Gedanken stammten von einer Passantin, die drüben an einer auf rot stehenden Ampel wartete und sich das Titelblatt der letzten ›Nachtausgabe‹ ansah.

›Mein Gott, das ist ja schrecklich…‹ vernahm er die Regungen.

Nicht ganz klar, wie man eine Stimme vernahm, die einen direkt anspricht, eher wie Worte, die aus einer weiten Ferne kommen und von undefinierbaren Geräuschen und kratzenden und rauschenden Lauten überlagert sind. ›Sie ist tot, auf rätselhafte Weise ermordet… wie können nur die ganzen blauen Flecke auf ihren Körper gekommen sein?‹

Er hatte die Erfahrung gemacht, daß er immer dann solche Gedanken und Stimmungen empfing, wenn Menschen sich in Not befanden oder sich mit Dingen befaßten, die in irgendeiner Weise schließlich auch für ihn Bedeutung erhielten oder schon hatten.

Todesgedanken und Angstgefühle aber standen an der Spitze der Einflüsse, die er empfing.

›Francoise Value ist tot – ich kann es nicht fassen.‹

Die Frau, die das dachte war in einem Schreibbüro angestellt, in dem sie tagsüber englische und französische Korrespondenz erledigte. Sie war eine große Anhängerin der einerseits schwermütigen, andererseits lebensfrohen Chansons der Französin gewesen.

Frank Morell fuhr zusammen. Francoise Value war auch ihm keine Unbekannte. Er besaß alle Schallplatten von ihr, und vor sechs Wochen war er in Cannes gewesen, um ein Konzert mitzuerleben. Francoise Value konnte ihre Zuhörer fesseln.

Morell mußte sich im stillen eingestehen, daß es mehr als künstlerisches Interesse gewesen war, das ihn veranlaßte, vor sechs Wochen kurzerhand einen viertätigen Urlaub zu nehmen und nach Cannes zu reisen. Der Charme und die sympathische Eigenart, die von Francoise ausgingen, hatten ihn derart fasziniert, daß er das Gefühl hatte, sich ständig in der Nähe der Sängerin aufhalten zu müssen.

Er hatte sie von weitem beobachtet, war mal mit ihr ins Gespräch gekommen und hatte mit ihr am letzten Abend in der Bar im Hotel gesessen… da wurde ihm bewußt, daß Francoise nicht so war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Es lag etwas in ihrem Blick, das ihn irritierte.

Francoise Value war in ihrem Leben eine andere, als sie auf der Bühne schien. Sie war leichtsinnig, leichtfertig und schien unfähig, echte Gefühle aufzubringen.

Ihr Charakter war verdorben, und sie war drogenabhängig…

Er atmete tief durch und versuchte die Gedanken beiseite zu schieben, die ihn ständig beschäftigten. Aber es gelang ihm nicht.

Blaue Flecke an ihrem ganzen Körper… zu Tode gedrückt, und die Polizei steht vor einem Rätsel… Fetzenhaft ließ er die Gedanken jener fremden Frau, die längst in der Menge der Passanten verschwunden war, vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

Es gab eine Parallele, die ihn seltsam anmutete und über die er gar nicht mehr nachdenken wollte.

Das Buch der seltsamen Gesichter und Bilder des Mönchs Claudius

Johannitus Ellerbrecht ging ihm plötzlich nicht mehr aus dem Sinn.

Die Berichte über die rätselhaften Qualligen, die der Einsiedlermönch selbst gesehen zu haben glaubte und von denen er Stahlstiche anfertigte, standen plötzlich lebhaft vor seinem geistigen Auge.

Die Opfer in jenem kleinen Dorf, das angeblich von Qualligen überfallen wurde, hatten alle blaue Flecken und Druckstellen und waren erstickt!

Er schüttelte sich und fuhr sich über die Augen, als hätte er geträumt.

Er erreichte den Beckergang, stellte seinen BMW ab und lief dann zur Straße vor, um sich das letzte Exemplar der ›Nachtausgabe‹ zu holen.

Die rotunterstrichene Balkenüberschrift sprang ihm in die Augen.

»Francoise Value ist tot!
Rätselhafter Mord beschäftigt Sûreté!«

Auf dem Weg nach Hause las er den ausführlichen Bericht. Die Angaben, die gemacht wurden, beschränkten sich auf den derzeitigen Stand der Dinge – die erschreckenderweise in allen Einzelheiten jedoch mit den Beschreibungen übereinstimmten, die er in der letzten Nacht dem Buch des Mönchs entnommen hatte.

Zufall?

Frank Morell hatte seit seinen Erkenntnissen viel dazu gelernt. Viele Dinge im Leben sah er nun mit ganz anderen Augen. Auch seine Träume, die ihn fast an den Rand des Wahnsinns trieben, hatte er eine Zeitlang für ›Zufall‹ gehalten.

Mit der Entdeckung seiner Wiedergeburt und seiner einstigen Existenz auf einem fernen Stern hatte sich sein Leben von Grund auf geändert. Mit der Entdeckung des Mirakel-Kristalls, der geheimnisvolle, urkosmische Kräfte auf seinen Körper übertragen konnte, waren auch die Gefahren und Merkwürdigkeiten größer geworden, die von diesem Zeitpunkt an sein Leben begleiteten.

Er hatte den See der Wahrheit entdeckt, mit dem er sich noch mehr auseinandersetzen wollte und mußte und durch den er erfahren hatte, wie tief und groß die Geheimnisse waren, die seine Existenz umgaben.

Die Welt gehörte den Menschen, aber die Schmarotzer lauerten in der Dunkelheit, um die Menschen an der Ernte zu hindern, die naturgemäß ihnen gehören würde.

Aus der Welt des Unsichtbaren drangen immer wieder Geister und Dämonen ein, übernahmen in menschlicher Gestalt wichtige Schlüsselpositionen und beeinflußten damit auch wirtschaftliche und politische Entscheidungen.

Er sah Probleme und Ereignisse seit den Tagen, als er den Kristall

fand, mit anderen Augen, und wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen, als er die Schicksale großer Völker und wichtiger geschichtlicher Ereignisse in allen Abschnitten der Menschheitsentwicklung überdachte.

Stets war es auch so gewesen, daß sich bei kleinen Ereignissen wichtige Veränderungen ankündigten.

Menschen und Wesen aus einer grauenhaften Welt standen sich gegenüber. Die Menschen ahnten nichts, wußten nichts…

Durch den Blick und das Eintauchen in den See der Wahrheit, den er jederzeit wieder erreichen konnte, hatte er zum ersten Mal von Feinden erfahren, die mit der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my gemeinsame Sache machten, die ebenfalls dem Reich der Finsternis entstammten, und von denen man noch nicht genau wußte, welche Aufgaben sie eigentlich erfüllten.

Da waren Shab-Sodd, der Dämonenzeuger, Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige, hinterhältige Lügengott und Nh'or-Thruu, der Irre aus Zoor.

Bisher war es Morell nicht gelungen, tiefer in das Geheimnis dieser Namen und Mächte einzudringen, die jedoch von allergrößter Wichtigkeit für sein Leben als Mensch und bedeutungsvoll für sein Sterben als Dykte auf der geheimnisvollen, paradiesischen Welt Tala-Mar gewesen waren.

Er mußte das Geheimnis dieser schwarzen Götter ergründen.

Eigenartig, daß er ausgerechnet jetzt wieder an diese Dinge denken mußte, während die Sache mit Francoise Values rätselhaftem Tod ihn noch beschäftigte.

Dieser Gedankengang ermahnte ihn zum Nachdenken.

Zeigten sich hier Zusammenhänge, die er normalerweise gar nicht beachtet hätte? Die Ereignisse der nahen Vergangenheit ließen einen solchen Schluß auf jeden Fall zu.

Er eilte die Treppen nach oben und betrat seine Wohnung. Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell im Kreise.

Er mußte der Sache auf den Grund gehen und herausfinden, was hier gespielt wurde.

Er holte sofort den schweren, ledereingebundenen Folianten aus dem Schrank und blätterte die Seiten mit den Stahlstichen auf, die angeblich die Qualligen zeigten und die Opfer aus dem Dorf, die sie zurückgelassen hatten.

Die Beschreibung, die der Mönch Claudius gab, deckte sich genau mit den Ausführungen, die Kommissar. Marcel Trudeau in äußerster Knappheit einem französischen Reporter mitgeteilt hatte.

Die typischen Druckstellen am ganzen Körper, der Erstickungstod – aber keine Würgemale! Was verständlich war, wenn man bedachte, auf welche Weise die »Qualligen« ihre Opfer zu Tode brachten.

Aber da war noch mehr.

Claudius Johannitus Ellerbrecht schrieb, daß in dem Fall, als das Dorf ausgerottet wurde, offenbar ein »Mißverständnis« mit der Seite, woher die »Qualligen« kamen, bestanden haben mußte.

»Die Dorfbewohner waren tot«, stand auf der entsprechenden Seite zu lesen, die Morell sich nochmals vornahm. »Als man sie aber beisetzen wollte, fand man sie nicht mehr. Die Qualligen hatten sie im Nachhinein abgeholt, und das Dorf war leer. Die Häuser zerfielen, die Tiere dort gingen zugrunde, weil kein Mensch sich mehr um sie kümmerte. Jeder hatte Angst, den verfluchten Ort zu betreten, den offensichtlich ein Dämon auf seinem Weg gestreift hatte…«

Francoise Value und das zweite Opfer jener Nacht in Paris, ein Mann namens Philipe Vrangeville, befanden sich im Leichenhaus.

Dorthin zumindest waren die beschlagnahmten Opfer gebracht worden.

Wenn Francoise Value und Philipe Vrangeville aber von jenen rätselhaften Mächten aus einer jenseitigen, unsichtbaren Welt umgebracht wurden, die mit den »Qualligen« identisch waren, dann fehlte noch die Fortsetzung dessen, was Claudius Johannitus Ellerbrecht vor mehr als dreihundert Jahren als »unmittelbar darauffolgend« umschrieben hatte.

Zwischen den Berichten über das ausgerottete Dorf und seinen eigenen Beobachtungen auf der Suche nach »Qualligen« lagen insgesamt sieben Jahre.

Seltsam – die Zahl sieben! Sie hatte immer magische Bedeutung gehabt. Auch im Leben des Mönchs Claudius waren im siebener Rhythmus bestimmte höchst bemerkenswerte Ereignisse aufgetreten…

Die »Qualligen« schienen im ersten Fall, unmittelbar nach ihrer Ankunft in dem Dorf vergessen zu haben, was sie mit dem Tod der Bewohner eigentlich bezweckten. Durch das Verschwindenlassen der Leichen hatten sie nachvollzogen, was sie im zweiten Fall unmittelbar erledigten. Unter den beobachtenden Blicken des Mönchs.

Ob es Zusammenhänge gab oder nicht – er wollte es genau wissen.

Draußen wurde es dunkel.

Die Zeit war günstig, etwas zu unternehmen.

Für Morell wäre der Weg nach Paris mit Umständen und großem Zeitaufwand verbunden gewesen. Für Mirakel war es die Sache eines Moments.

Frank Morell verwandelte sich in Mirakel…

*

Er trug den flachen, halbmondförmigen Kristall stets bei sich.

Wie durch Zauberei lag er plötzlich in seiner Hand.

Er preßte ihn gegen die Brust in Höhe seines Herzens.

Aus dem flachen Kristall zuckten sieben Blitze, die sich in seinen Körper bohrten und ein seltsames, nicht gerade unangenehmes Prickeln verursachten.

Ein flimmerndes Lichtfeld, wie eine Aura, legte sich um seinen Leib, der im nächsten Augenblick verändert war.

Unter Kräften, die er selbst nicht verstand, änderte sich sein Äußeres. Sein Körper war plötzlich wie von einer anderen Haut bedeckt, die in einem warmen Rotton gehalten war. Seine Füße steckten in goldfarbenen, enganliegenden geschmeidigen Stiefeln, die oben an der Außenseite kleine goldene Flügel trugen. Seine Hände steckten in Stulpenhandschuhen, die ebenfalls an den Außenseiten mit kleinen goldfarbenen Flügeln versehen waren.

Als der Kristall seinen Körper berührte, wurde gleichzeitig ein kosmischer Magnetismus frei, der verhinderte, daß der Kristall sich löste, als Morell – nun Mirakel – die Hand von seiner Brust nahm. Der Mirakel-Kristall war mit der wie ein Trikot anliegenden Haut verschmolzen und wirkte wie ein Abbild auf dem roten Untergrund.

Das Gesicht des Mannes hatte sich nicht verändert. Aus Frank Morell aber war – Mirakel, der Dyktenmann, geworden. Wie einst vor Jahrhunderttausenden oder einer noch größeren Zeitspanne war er imstande, das zu tun, was für seine Vorfahren selbstverständlich gewesen war.

Die Schwerkraft hatte keine Bedeutung mehr für ihn. Er war imstande zu fliegen…

Er verließ das dunkle Wohnzimmer, das zur Straße lag und in dem die Verwandlung stattgefunden hatte.

Mirakel öffnete das Schlafzimmerfenster zum Hof, streckte die Arme aus und schwang sich in die Luft.

Lautlos und schnell jagte er über die Dachwölbung in den nächtlichen Himmel über der hektischen Stadt.

*

Die automatische Kamera, die heimlich in der Wohnung des gegenüberliegenden Hauses installiert war, reagierte infolge der an den Dachschindeln und den Regenabflußrohren angebrachten sensorischen Meßinstrumente des Beobachterhauses auf Wärme und Bewegung.

Die Umschaltung erfolgte exakt und blitzschnell.

Innerhalb einer einzigen Sekunde wurden fünfhundert Bilder geschossen.

Die Bewegung über dem gegenüberliegenden Haus war den Sensoren nicht entgangen. Mirakels Abflug wurde auf einen

infrarotempfindlichen Film gebannt.

*

Alltag an der Seine… Dazu gehörte auch, daß André Frelon um 19.30 Uhr seinen Dienst im Leichenhaus antrat.

Frelon war sechsundfünfzig und seit zwanzig Jahren mit diesem Dienst vertraut. Am liebsten war er über Nacht in dem massiven Gebäude.

Da herrschte nicht so eine Hektik wie tagsüber, und trotzdem wurde es einem nie langweilig. In einer Stadt wie Paris wurden auch nachts Leichen eingeliefert.

André Frelon saß am liebsten in dem kleinen Zimmer, erledigte seine Schreibarbeiten und trank zwischendurch gern einen schweren Rotwein. Seine roten Backen waren jedoch nicht nur allein auf den reichlichen Alkohol zurückzuführen, sondern auch auf den Bluthochdruck, unter dem Frelon seit Jahren litt. Und der konnte wiederum mit dem Rotweinkonsum zusammenhängen!

Aber darum scherte sich Frelon nicht. Sein Arzt hatte ihn gewarnt, sich nicht zu übernehmen, etwas kürzer zu treten und den Alkoholgenuß und das Rauchen einzuschränken.

»Was Sie tun, ist permanenter Selbstmord«, hatte der Doktor ihn wissen lassen. Aber Frelon hatte keine Angst vor dem Tod und kümmerte sich nicht darum.

Wenn man täglich – oder wie er, nächtlich – mit dem Tod konfrontiert wurde, dann begann man mit der Zeit, diese Toten zu beneiden.

Frelon begrüßte seinen Kollegen, der bereits an der Tür stand und auf die Ablösung wartete. Der Mann war fertig angezogen und hatte seine Aktentasche unter den Arm geklemmt.

Frelon war das gewohnt. »Wieder mal in Eile heut’ abend, wie?« Seit Jahren stellte er diese Frage.

»Wie immer, André. Wenn du heute zehn Minuten früher hättest kommen können, wäre mir wohler gewesen. Wir wollen heute abend ins Varieté.«

»Hättest du mich angerufen…«

Sein Kollege winkte ab. »Keine Zeit! War ziemlich viel los. Angefangen hat’s heute morgen mit zwei Morden. Sehen scheußlich aus, die beiden. So was hast du noch nie gesehen. Am ganzen Körper übersät mit blauen Flecken. Die beiden wurden totgedrückt. Scheint ’ne neue Methode zu sein, andere ins Jenseits zu befördern. Du wirst’s schon gelesen haben. Es handelt sich um Francoise Value. Sie und der andere – bei ihm handelt es sich offenbar um ihren Liebhaber – hat’s erwischt. Haben sich gegenseitig totgedrückt.«

Der Sprecher lachte breit über das ganze Gesicht. Wie Frelon, so nahm auch er die Dinge, die eigentlich so ernst waren, stets auf die leichte Schulter und riß makabre Witze über sie. Er schlug dem Ankömmling auf die Schulter und sagte: »Viel Spaß und wenig Arbeit. Wenn dir die Flasche nicht reicht, die du mitgebracht hast, in der Ecke neben dem Kühlschrank steht noch meine, halb angebrochen…«

»Nanu«, wunderte Frelon sich. »Wirst du abstinent?«

»Ich brauch' 'nen klaren Kopf. Ich geh' mit, Angelique aus, da muß ich fit sein. Mann, Frelon, die Zeit! Ich muß weg! Ich spring' noch unter die Dusche, um mir den Verwesungsgeruch abzuspülen, und dann stürzen wir uns ins Vergnügen. Wenn es besonders nett ist, denk' ich mal an dich…«

Er lachte schallend, daß es durch den kahlen Hof hallte.

Frelon sah seinem Kollegen nach, der in den bereits draußen stehenden Wagen stieg und davonfuhr.

Dann schloß André Frelon das schwere Eisentor und legte den Riegel vor.

Gemächlichen Schrittes durchquerte er den gepflasterten Innenhof. Zwischen den Ritzen der holprigen Steine wuchsen Unkraut und Moos.

Das braunrote Gebäude war mit zahlreichen kleinen vergitterten Fenstern versehen und erinnerte hinter der hohen Mauer an ein Gefängnis. Einige Fenster waren geklappt.

Frelon suchte sein Büro auf, stellte seine Tasche in die Ecke, legte das Jackett ab und nahm Platz an dem alten, vergammelt aussehenden Schreibtisch.

In der Nische neben der Fensterbank war ein kleines eisernes Becken. Der Hahn war undicht und tropfte, und das monotone Geräusch nahm der Franzose schon gar nicht mehr bewußt auf.

Auf dem klapprigen, unbequemen Holzstuhl neben dem Schreibtisch lag ein Berg zerfledderter Zeitungen. In dem »Büro« roch es nach kaltem Rauch und starkem Kaffee.

Kurz vor dem Weggehen mußte sein Kollege sich noch eine Tasse voll zubereitet haben. Unterteller und schmutzige Tasse standen neben dem Telefon.

Das Fenster zum Hof war ebenfalls geklappt. Von seinem Schreibtisch aus konnte Frelon auf die hohe Mauer und drei alte, dicht zusammenstehende Kastanienbäume sehen, deren dunkle, massige Stämme unmittelbar hinter dem Gemäuer begannen.

Von dort draußen konnte jemand an den knorrigen Stämmen emporklettern. Vor jedem Gefängnishof wären diese Bäume als Risikofaktor entfernt worden. Aber hier kam schließlich kein Mensch her, um Leichen zu stehlen.

Frelon hatte dies jedenfalls in seiner zwanzigjährigen Dienstzeit noch nicht erlebt. Aber irgendwann wurden Menschen in ihrem Leben

auch mit den seltsamsten und unwahrscheinlichsten Begebenheiten konfrontiert. So sollte es für Frelon sein, denn das, was an diesem späten, etwas windigen und regnerischen Abend in der Nähe des Gemäuers lauerte, was auf dem Hof mit dem Leichenschauhaus wimmelte, brauchte weder vorspringende Steine noch die knorrigen Äste der Kastanien, um in den Innenhof zu gelangen.

Die Invasoren waren winzig klein, kaum mit dem bloßen Auge wahrnehmbar. Grau-weiße Kügelchen glitten über den nassen Boden und wurden an das Mauerwerk und das Eisentor geschwemmt oder unter die Türritze geschwemmt, wenn ein vorüberfahrendes Auto dem Bürgersteig zu nahe kam und die dort stehenden Pfützen überschwappen ließ.

Die Qualligen aus der Mikroweit kamen durch die kleinsten Ritzen in den kahlen Innenhof und passierten auch die Türritze zu dem modrig riechenden Flur, in dem eine nackte Birne brannte.

Nicht alle Qualligen gingen den gleichen Weg. Einige befanden sich darunter, die die Wände emporkrochen und sich den Fenstern näherten, die geklappt waren.

Mit sicherem Instinkt – oder war es Wissen? – bewegten sich die winzigen, todbringenden Invasoren in jene Halle, in der in kühlenden Behältern die beiden letzte Nacht Ermordeten untergebracht waren.

Wiederum war es nur ein Teil der winzigen Eindringlinge, die über die großen Fliesen krochen. Der Großteil der Invasoren blieb auf der Fensterbank oder in dem Spalt der geklappten Fenster zurück, wie Wächter, die aus erhabener Sicht die Umgebung mit ihren Sinnen erfassen mußten…

Im Leichenhaus begannen die Qualligen zu wachsen.

Sie wurden groß wie Murmeln und verdoppelten sich, auch noch ein drittes, viertes und fünftes Mal.

Insgesamt drei Quallige nahmen etwa Menschengröße an und lagen als zuckende, schleimige Riesenkugeln mitten in der mit zum Teil vergilbten Keramikplatten ausgestatteten Halle.

Sie wußten genau, wo Francoise Values Leiche lag und in welchem Fach die des Philipe Vrangeville.

Hier geschah nichts ohne Sinn, nichts wurde dem Zufall überlassen.

Die zuckenden Fühler des vordersten Qualligen, der seinen Riesenwuchs abgeschlossen hatte, waren wie Tentakeln zu verwenden. Mit ihnen zog er das Fach auf, in dem Francoises abgedeckter Körper lag.

Das Aufziehen des Fachs geschah nicht ganz geräuschlos. Die Laufrollen quietschten…

… und André Frelon entging dieses Quietschen nicht.

Er hob den Kopf und wandte ihn zur Seite.

Hatte er sich getäuscht?

Da quietschte es wieder…

Das waren die Laufrollen der Bahren aus den Fächern in den Kühlräumen.

»Das gibt’s doch nicht, mon Dieu!« entfuhr es Frelon.

Er lauschte. Die Geräusche blieben.

»Seit wann machen sich denn die Leichen hier im Haus selbständig?« Er hob sich und lief zur Tür, eine Ahnung stieg in ihm auf. Er dachte an seinen Vorgänger und begann zu grinsen. »Wenn du dir etwas ausgedacht hast, alter Knabe, dann wirst du morgen früh ebenfalls ’ne Überraschung erleben, die sich gewaschen hat…«

Frelon passierte den kahlen Korridor und stieß die Tür zu der Halle auf, in der das Quietschen inzwischen verebbt war.

Der Franzose blieb wie von einer kalten Hand gepackt stehen. Ihn packte das Grausen.

Die riesigen, feucht schimmernden, glitschigen Quallen starrten ihn bösartig an. Die wimpernlosen, starren Augen glitzerten kalt und gefühllos.

Was Frelon sah, ließ ihn erbleichen und das Blut in seinen Adern gefrieren.

Eines der rätselhaften, unheimlichen Geschöpfe stülpte sich über die Bahre, auf der Francoise kalt und starr und nackt lag. Das Laken war zur Seite gerissen.

Mit seiner glitschigen Ausstülpung bedeckte der Unmenschliche die Leiche und sog sie mit einem leisen, fauchenden Geräusch in sich ein.

Die quallige Kugel umfloß zäh die Tote, umschloß sie völlig.

Frelons Nackenhaare sträubten sich.

Die Ereignisse in der Leichenhalle spielten sich in Sekundenschnelle ab.

Die phagozytierende Qualle saugte Francoise Value tief in sich ein, so daß die Tote sich jetzt wie ein dunkles, schattiges Organ in dem halbdurchsichtigen, wabbernden Körper abzeichnete.

Und dann begann der Quallige zu schrumpfen!

Blitzschnell…

Jetzt war er nur noch einen Meter hoch – dann hatte die Schleimkugel mit den Glotzaugen und den Fühlern nur noch Fußballgröße.

Frelon hörte sich stöhnen.

Mit dem Schrumpfen des Körpers des Qualligen – schrumpfte auch Francoise Values Leiche, die nun schattenhaft klein wie ein Embryo in dem zu Tennisballgröße werdenden Wesen wurde.

Jetzt war der unheimliche, glitschige Leib nur noch eine kleine Kugel, groß wie eine Murmel, dann groß wie ein Punkt – und dann verschwunden!

Er war mitsamt seinem phagozytierten Opfer wie vom Boden verschluckt!

*

Ein Zittern lief über André Frelons Körper.

Seine Hände wurden feucht, und er stand da wie angewurzelt und sah, daß sich das gleiche unheimliche Schauspiel mit Philipe Vrangeville wiederholte.

Er träumte! Das konnte niemals die Wirklichkeit sein. So etwas gab es nicht! Mit allen Sinnen widersetzte er sich den Bildern, die sein Gehirn registrierte.

Und die Bilder blieben!

Zwei, drei Quallige begannen vor ihm zu wachsen und rollten schmierend auf ihn zu, die Fühler wie Peitschen bewegend.

Frelon wich zurück. Sein Blick irrte hin und her.

»Nein«, entfuhr es dem Franzosen. »Nicht mit mir… mit mir nicht!«

Er warf sich herum, erkannte voller Abscheu und Entsetzen, daß der Boden vor ihm inzwischen mit kleinen, weißgrauen und glitschigen Schleimmurmeln übersät war.

Er trat auf sie, stampfte auf sie, in der Hoffnung, ihr blitzschnelles Wachsen und Werden aufzuhalten.

Er traf die, die er treffen wollte.

Unter seinen Fußsohlen fühlten sich die prallen Kugeln gummiartig an – und sie blähten sich weiterhin auf!

Man konnte sie nicht zerstampfen oder zermatschen. Sie waren da – und sie blieben da!

André Frelons Alptraum begann.

Der Franzose stürzte durch den Korridor und zweifelte an seinem Verstand.

Der Boden unter seinen Füßen war bedeckt mit murmelgroßen Kugeln, die Sekunden später wie Ping-Pong-Bälle waren, dann groß wie Tennisbälle.

André Frelon lief wie auf Eiern. Er taumelte, wäre beinahe gestürzt und fing sich im letzten Moment.

Er warf sich gegen die Tür seines Büros und knallte sie zu.

Die schleimigen Invasoren wurden zurückgeschleudert und blieben draußen vor der Tür, die er mit zitternden Händen abschloß.

Sein Atem flog, sein Herz raste. Mit fahriger Bewegung strich Frelon sich über sein schweißnasses Gesicht.

Er handelte mechanisch und begriff erst jetzt, daß es Unsinn gewesen war, hierher zu flüchten. Hinaus ins Freie hätte er rennen sollen, hinaus auf die Straße.

Sein Blick irrte zum Fenster.

Panik krallte sich wie eine eisige Hand in sein Herz.

Am Fenster krochen sie auch entlang. War denn die ganze Welt verrückt?

Mit einem dumpfen, gequälten Aufschrei warf er sich nach vorn und drückte das Fenster zu, konnte aber nicht verhindern, daß sich zwei, drei der fingerkuppengroßen Kugeln auf die innere Fensterbank und auf den Boden plumpsen ließen.

Er trat nach ihnen, obwohl er gelernt hatte, daß das nichts nützte, aber der Gedanke, ihnen hilflos ausgeliefert zu sein – den wollte er einfach nicht wahrhaben.

Das Fenster war vergittert, die Tür verschlossen. Dahinter lauerten sie! Nein – von dort aus kamen sie noch immer.

Sie konnten sich klein und groß machen, je nach Bedarf.

Er war verloren!

Allein konnte er nichts ausrichten.

Hilfe von außen herbeirufen…

Mit den heute früh eingelieferten Leichen stimmte etwas nicht. Mit ihnen war eine umheimliche, unbekannte und tödliche Gefahr eingeschleppt worden.

Die Polizei! Kommissar Trudeau!

Die Nummer hatte er im Kopf, zu oft hatte er mit Trudeau telefoniert.

Platsch… platsch… blopp… es hörte sich eigenartig an, als die winzigen Perlen durch das Schlüsselloch tropften, als sie unmittelbar nach dem Berühren des Bodens schon doppelt so groß, gleich darauf viermal so groß waren.

Eine Invasion der Qualligen schwemmte wie eine Flut unter den Türritzen und durch das Schlüsselloch.

Hunderte schleimiger Kugeln umgaben ihn.

Von Grauen erfüllt stieg Freien auf den Tisch, und es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, ehe die Telefonzentrale der Sûreté sich meldete.

»Kommissar Trudeau!« ächzte Frelon. »Schnell, Trudeau!« Man hörte seiner Stimme an, welches Grauen ihn erfüllte. Seine Stimmbänder versagten fast ihren Dienst.

In der Leitung knackte es. Nur drei Sekunden vergingen. Die kamen ihm vor wie eine Ewigkeit.

»Trudeau…«

Die Qualligen reichten bis an den Tischrand.

Drei, vier, fünf explodierten jetzt förmlich in ihrem Größenwachstum und reichten ihm bis an die Oberschenkel.

»Kommen Sie schnell, Kommissar! Hier spricht… André Frelon… die beiden Leichen… sie sind verschwunden, Kommissar… die Riesenquallen… sie… aaaaaggggghhh!«

Er schrie wie von Sinnen.

Seine Feinde saugten ihn in die Tiefe. Er wehrte sich verzweifelt dagegen, doch es hatte keinen Zweck.

Er ging in die Knie. An den glitschigen, gewachsenen Gallertkörpern entstanden Auswüchse. Die stülpten sich über Füße und Beine.

Sein Unterkörper steckte in der Gallertblase, als er noch immer schrie, als er um sich schlug und das Telefon längst hatte fallen lassen.

»Hallo, Monsieur!?« brüllte Marcel Trudeau in den Apparat. Aber Frelon gab keine Antwort. Der schrie nur und versank schließlich gurgelnd in dem qualligen Leib, der ihn vollständig umschloß.

Gurgelnde Gewebsschleier umhüllten ihn. Die Flüssigkeit, in der Frelon sich aufhielt, war von halbfester Form und sauerstoffangereichert.

Er schwamm darin herum, versuchte einen Ausgang zu finden – und merkte nicht, wie der Quallige, der ihn aufgenommen hatte, immer mehr schrumpfte und wie er mitschrumpfte!

*

Trudeau brüllte nicht lange ins Telefon und ließ dadurch wertvolle Zeit verstreichen.

Die qualvollen Entsetzensschreie sorgten für eine Gänsehaut am ganzen Körper.

André Frelon in diesen Sekunden erlebte etwas, was menschliche Vorstellungskraft überstieg.

»Roger! Aristide!« brüllte der Kommissar, die Tür zum Nebenzimmer aufreißend, wo seine beiden Assistenten über den Akten brüteten. »Tempo! Mir nach!«

Beim Hinauslaufen gab er der Telefonistin den Auftrag, sofort einen Streifenwagen zum Leichenhaus zu schicken. Die Beamten sollten dort auf alle Fälle nachsehen und auf die Ankunft der Leute aus der Sûreté warten.

Drei Minuten später jagte Marcel Trudeau hinter dem Steuer seines Citroen sitzend mit seinen beiden Begleitern Richtung Leichenhaus.

Als sie dort ankamen, stand vor dem eisernen Tor ein Streifenwagen. Das Tor stand offen. Die benachrichtigten Beamten hatten sich strikt an Trudeaus Anweisungen gehalten und waren eingedrungen. Das Schloß war aufgeschlossen.

Da das Gebäude etwas zurückgebaut war, schienen die Passanten von dem Aufruhr bisher nichts bemerkt zu haben. Durch die Straße hier kamen auch verhältnismäßig wenig Fußgänger. Hauptsächlich verkehrten Autos.

Trudeau steuerte seinen Wagen in die Einfahrt. Noch ehe der Wagen stand, rissen Roger und Aristide die Türen auf und sprangen

nach draußen.

Trudeau bremste scharf ab und schaltete den Motor aus. Seine beiden Begleiter liefen schon auf die Eingangstür zu.

Die nackte Birne spendete im Korridor trübes Licht. Die Birne, die in eine ausgebrochene Fassung geschraubt war, schwang ständig hin und her, als hätte sie jemand angestoßen.

Die beiden Begleiter des Kommissars kamen gerade im Korridor an, als aus einer der Kühlhallen mit den Fächern, wo die Bahren mit den Toten aufbewahrt wurden, ein markerschütternder Schrei erfolgte.

Die Männer liefen sofort in die Richtung.

Die Tür zur Halle flog auf.

Roger, Aristide und Marcel Trudeau prallten zurück.

In der Halle vor ihnen wuchsen wie Pilze aus dem Boden; runde, schleimige, quallenähnliche Pilze, die in Windeseile die Größe eines ausgewachsenen Mannes erreichten!

Andere Quallige klebten an den Wänden und den Fenstern, schrumpften und verschwanden nach draußen.

Dieses Bild aber war es nicht, das die Ankömmlinge so entsetzte. Es war vielmehr die Szene, die sich vorn links in Höhe der aus den Fächern gezogenen Bahren abspielte.

Der Schrei stammte von einem Polizisten, der bis zum Hals im Körper eines Qualligen steckte und nun vollends eingesogen wurde.

Drei, vier Quallige rollten sich den Kriminalbeamten entgegen und schnitten ihnen den Weg ab.

Tausend Fragen stürmten auf die Männer ein. Aber hier kam es jetzt nicht darauf an, logische Schlüsse zu ziehen und Überlegungen anzustellen.

Einer der Uniformierten war bereits im Leib eines Qualligen verschwunden. Der zweite sank eben dort ein, und die drei Männer von der Sûreté konnten deutlich sehen, wie der Unglückliche noch im Versinken versuchte, seine Dienstwaffe aus der Tasche zu ziehen.

Und es gelang ihm!

In seiner Todesangst entwickelte dieser Mann eine unbändige Kraft.

Er feuerte die Waffe ab.

Sie sahen alle den grellen, flammenden Mündungsausstoß und hörten den dumpfen Knall. Das Projektil fuhr in die fremdartige Körpersubstanz, durchschlug sie und drang auf der anderen Seite wieder nach draußen.

Surrend passierte die Kugel die Leichenhalle und schlug in die gegenüberliegende Wand. Mit lautem Knall platzte die getroffene Keramikplatte und flog in großen Stücken durch die Luft.

Die Qualle, die den Schützen völlig umhüllte, zuckte zusammen. Aber weder Blut noch sonst irgendeine Flüssigkeit trat aus dem

kugeligen, schleimigen Körper, und der Quallige fiel weder um, noch zeigte er eine Reaktion, die darauf schließen ließ, daß das Projektil ihm zugesetzt hatte.

Er schrumpfte – und mit ihm schrumpfte die Gestalt im Innern seines Körpers. Im Verhältnis dazu!

Aber ihnen blieb nicht die Zeit, sich Gedanken zu machen über die unfaßbaren Bilder und Ereignisse.

Hier ging es um Leben und Tod – auch für sie!

Die Qualligen näherten sich wie Fleischberge.

Roger, Aristide und Marcel Trudeau handelten wie auf ein stummes Kommando hin.

Sie rissen ihre Dienstwaffen heraus und feuerten auf die angreifenden Geschöpfe. Die Kugeln rissen – aus allernächster Nähe abgefeuert – tiefe Löcher in die Gallertmasse, ohne die Wesen jedoch zu Fall bringen zu können.

Sinnlos weiter auf die Angreifer schießend, blieb den Beamten von der Sûreté nichts weiter übrig, als Schritt für Schritt zurückzuweichen.

»Da ist nichts zu machen«, brüllte Trudeau, sich gehetzt umblickend. Die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht, und man sah ihm an, daß er mit dem Geschehen, nicht zurecht kam. Dies ging über seinen Verstand.

»Man kann sie nicht töten!« entfuhr es Roger. Er war weiß wie eine gekalkte Wand.

Aristide, hager, schlaksig, aber zäh und ausdauernd, konnte nur den Kopf schütteln. Er war außerstande, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Die Männer taumelten mehr, als daß sie in den Korridor zurückgingen. Sie wollten ins Freie.

Ihre Augen weiteten sich.

Der Rückzug war ihnen abgeschnitten. Vor der Tür wuchsen zwei Quallige hoch und versperrten den einzigen Ausgang, den es hier gab!

*

Blieb nur noch der Weg in André Frelons Büro.

Dort baumelte der Telefonhörer noch von der Schreibtischplatte.

Die Kaffeetasse lag zersplittert am Boden, ein Stuhl war umgekippt, das Büro sah verwüstet aus, als hätte ein Kampf stattgefunden.

Trudeau konnte sich vorstellen, welcher Kampf das gewesen war.

Die drei Männer verbarrikadierten die Türen und mußten im nächsten Moment erkennen, daß auch diese Handlung nutzlos war.

Die Qualligen konnten sich winzig klein machen und kamen durch vorhandene Türritzen und Spalten in den Raum, wo sie gehofft hatten, sich aufhalten zu können.

Der Raum hätte vollkommen dicht, hermetisch sein müssen, um die feindlichen Geschöpfe aus einer anderen, unfaßbaren Welt fernzuhalten.

»Das Fenster!« Roger Parnasses Stimme überschlug sich. Obwohl er mehr als einmal erlebt hatte, wie wirkungslos die Schüsse aus einem Revolver gewesen waren, jagte er die letzten beiden Kugeln auf einen tennisballgroßen Qualligen. Die Projektile sausten durch den lockeren Zellschwamm und flogen nach draußen, ohne den Eindringling von seinem Vorhaben im geringsten abzubringen.

Trudeau und seine beiden Begleiter schoben den Schreibtisch nach vorn, um die Gegner abzudrängen. Sie rissen Stühle empor und schlugen auf die wachsenden Qualligen los. Es gelang ihnen, die Eindringlinge für einige Minuten lang zurückzudrängen. Aber obwohl sie hart und mit voller Kraft auf die Qualligen losschlugen, zeigten sich keine Verletzungen. Die Kugeln waren wie überdimensionale Gummibälle, die jeden Schlag, jeden Druck kompensierten.

Den Männern schmerzten sämtliche Glieder, und sie merkten, wie ihre Kräfte erlahmten.

Sie kämpften verzweifelt und auf verlorenem Posten. Dies alles kam ihnen vor wie ein Traum, und sie waren zu keinem klaren Gedanken fähig.

Aristide erwischte es zuerst.

Sie konnten die Gallertkugeln in dem kleinen Büro nicht mehr länger zurückdrängen.

Der junge Assistent wurde von den peitschenden Fühlern zu Boden geschleudert. Noch ehe Trudeau es schaffte, ihn zur Seite zu reißen, floß der unförmige Ball schon über die Beine des jungen Beamten und zog ihn langsam in sich.

Sie waren verzweifelt, mußten hilflos mitzusehen, wie Aristides phagozytiert wurde.

Roger schrie. Er warf einen Stuhl auf die Kugelqualle, die sich ihm nun näherte.

Das kleine Büro glich einem Stall, einem Irrenhaus, in dem Menschen sich in auswegloser Situation befanden.

Ein Bersten, Splittern, Knirschen…

Trudeaus Kopf flog herum. Sein bleiches, schweißüberströmtes Gesicht drückte eine einzige Frage aus.

Nun wurde er vor Angst bald wahnsinnig…

Draußen vor dem Fenster sah er eine Gestalt in einem roten, trikotähnlichen Anzug, die die massiven Gitterstäbe vor dem Fenster wie weiche Gummimasse auseinandergedrückt und das Fenster kurzerhand aus dem Rahmen gerissen hatte.

Wie ein Blitz fuhr der Mensch in dem roten Trikot durch die Fensteröffnung und schnellte durch die Luft.

Mirakel, der Dyktenmann, war da!

*

Das, was aussah wie ein Mensch, aber keineswegs einer sein konnte, warf sich dem Qualligen entgegen, der Roger in die hinterste Ecke gedrängt hatte und ihn phagozytieren wollte.

Trudeau glaubte an seinem Verstand zweifeln zu müssen. Er sah, wie der geheimnisvolle Unbekannte sich um seine eigene Achse drehte, wie er mit beiden Füßen gleichzeitig gegen den Qualligen trat, der sich Roger einverleiben wollte.

Der Fremde bewegte sich mit einer Sicherheit durch die Luft wie ein Normalsterblicher mit seinen Füßen auf dem Boden.

Trudeau wußte nichts von Mirakel, von dem Geheimnis dieses Mannes, der Mensch und Dykte war, und dem es gelungen war, die kosmische Kraft der Dykten auf seine menschliche Gestalt zu übertragen.

Der Kommissar sah, wie der fliegende Mensch blitzschnell Roger Parnasse zur Seite und emporriß.

Roger wurde von der Wand weggezogen, noch ehe die mannsgroße Gallertkugel ihn berührte und er damit das Schicksal André Frelons, der beiden Polizisten und seines Kollegen Aristide teilen mußte.

Mirakel zog Roger in die Höhe, klemmte ihn sich wie ein Kind unter den Arm und wirbelte herum.

Er wollte auch noch Trudeau mitnehmen, aber das klappte nicht mehr. Das Fenster war nicht groß genug, um ihnen allen dreien gleichzeitig die Flucht zu ermöglichen.

Im nächsten Moment war Mirakel draußen, trat gleichzeitig mit beiden Beinen zwei mannsgroße Quallige weg, die sich wieder von außen dem Fenster näherten, um die dort Eingeschlossenen an der Flucht zu hindern.

Hinsichtlich kosmobiologischer Kraftströme verfügte Frank Morell über ein Vielfaches der Kraft, die ihm als Normalsterblicher zur Verfügung stand. Darüber hinaus vermochte er mit einer Schnelligkeit zu handeln, die andere Menschen mit dem bloßen Auge dann kaum verfolgen konnten.

Mirakel konnte in der Aura der ihn umgebenden kosmobiologischen Kräfte seine Körpergeschwindigkeit so beschleunigen, daß alles andere um ihn herum zu erstarren schien. Menschen standen dann still wie Statuen, schnellfahrende Autos, Züge und Flugzeuge krochen scheinbar im Schneckentempo über die Straße, über Schiene oder durch die Luft…

Mirakel beschleunigte nur dann so hoch, wenn es brenzlig war, wenn Eile nottat, denn in einem solchen Zustand verbrauchte sein

Organismus höchste Mengen kosmobiologischer Kräfte, die auch in dem Kristall nur begrenzt vorhanden waren. Diese Kräfte mußten von Zeit zu Zeit in der geheimnisvollen Höhle inmitten des energetischen Gespinstes aufgeladen werden. Diese Höhle lag unterhalb dreier mehrerer hundert Jahre alter Eichen auf einem bewaldeten Hügel in der Nähe von Bad Homburg. Auf diesem Hügel war der Magier Johann Fürchtegott Kellermann, der das Geheimnis seiner Dyktenseele kannte und eine Botschaft für ihn über die Jahrhunderte hinweg aufbewahrte, als Hexer hingerichtet worden.

Jetzt kam es auf Eile an.

In diesem Moment noch sah Marcel Trudeau den fremden Mann verschwinden – und schon war er wieder da. Mit leeren Händen.

Trudeau wurde gepackt und ebenfalls in Sicherheit gebracht.

Im nächsten Moment wurde er auf dem flachen Dach des Anbaus abgesetzt, in dem das Büro untergebracht war.

»Unternehmen Sie nichts!« sagte Mirakel. »Warten Sie hier«, fügte er hinzu, ehe die beiden Geretteten reagieren konnten.

Sein Französisch klang hart und war grammatikalisch ungenau.

Mirakel eilte nach unten.

Aus der offenen Tür quollen zahlreiche Qualligen und näherten sich schmatzend und wabbernd dem Mann, der es gewagt hatte, ihnen die bereits sicheren Opfer wegzunehmen.

Durch seine Schnelligkeit konnte Mirakel die Angreifer irritieren und zurücktreten oder -schlagen. Aber auch ihm war es nicht möglich, die Gallertwesen in irgendeiner Form zu verletzen oder unschädlich zu machen.

Mit Schnelligkeit und Kraft hätte er es fertigbringen können, sie weit wegzuschleudern und diese Wand aus Gallertmasse, peitschenden Fühlern und glotzigen, starren Augen an einen anderen Ort zu versetzen. Aber damit war niemand gedient. Dann waren die Qualligen weiter aktiv und konnten Tod und Verderben über andere bringen.

Sie waren Feinde des Lebens. Schon vor langer Zeit hatten sie bewiesen, daß menschliches Leben ihnen im Weg war. Sie mußten ausgerottet werden.

Gab es eine Möglichkeit?

Er wollte es genau wissen.

Im nächsten Moment riß er die Tür des startbereiten schwarzen Citroen auf, drehte den Schlüssel herum und fuhr scharf nach hinten auf die Straße hinaus. Dann verließ er den Wagen, dabei registrierend, daß die qualligen Gegner wie eine lebende Mauer auf ihn zukamen.

Blitzschnell öffnete Mirakel den Kofferraum und nahm den gefüllten Reservekanister heraus. Er lief den Anrückenden entgegen, goß das Benzin über sie und schwebte dabei mehrere Meter über den

Unheimlichen, um so viele wie möglich mit dem hochbrennbaren Stoff zu benetzen.

Dann riß er ein Streichholz an, das er aus dem Handschuhfach des Citroen genommen hatte, und warf es auf eine der qualligen Kugeln.

Prasselnd und qualmend stiegen die Flammen empor, griffen im Nu um sich und hüllten viele der Qualligen ein. Die Hitze, die entstand, war so gewaltig, daß auch die anderen Qualligen, die nicht direkt mit den lodernden Flammen in Berührung kamen, darunter zu leiden hatten.

So wäre die natürliche Reaktion gewesen…

Aber – dies eben geschah nicht!

Die Kugeln standen in Flammen, und die Einfahrt zu dem Leichenhaus bildete einen einzigen prasselnden Feuervorhang.

Draußen auf der Straße liefen schreiend die Leute zusammen. Autos blieben stehen. Die Straße war im Nu verstopft, und aus den Seitenstraßen kamen immer mehr Neugierige.

Aber außer dem Feuer konnte niemand etwas sehen, und was sich in diesem Feuervorhang abspielte, das bekam nur Mirakel mit.

Die Gallertkugeln brannten. Aber sie wanden sich nicht unter Schmerzen, und die schleimigen Zellen lösten sich nicht auf.

»Sie sind unverletzlich!« stöhnte Trudeau, den die Hitzewand auf dem Dach zurücktrieb. »Sie verbrennen nicht. Selbst Feuer kann ihnen nichts anhaben!«

*

Während draußen auf der Straße der Menschenauflauf größer wurde, während Polizei und Feuerwehren benachrichtigt wurden, spielte sich in dem kleinen kahlen, von Flammen erfüllten Innenhof vor der Leichenhalle das Unvorstellbare ab.

Mirakel erkannte, daß er seine Gegner falsch eingeschätzt hatte.

Sie waren nicht zurückzudrängen. Selbst eingehüllt vom Feuer bewegten sie sich weiter. Das Benzin auf ihren Leibern verbrannte, und sie waren unverletzt und konnten ihren Vernichtungsfeldzug fortsetzen.

Wenn sie das gewollt hätten…

Vom Dach des Vorbaus aus beobachtete Mirakel, Roger Parnasse und Marcel Trudeau das Unglaubliche.

*

… der Befehl kam aus dem unendlichen Mikrokosmos.

Trbhot, der Herr, saß dort.

Er sah, hörte und registrierte, was seine Helfer wahrnahmen. Sie

waren für ihn wie Organe, selbständig – und doch von ihm abhängig. Sie konnten ohne ihn nicht sein, er nicht ohne sie.

Der Befehl kam von dort.

Die geistige Kommunikation funktionierte über unendliche Entfernungen hinweg. Die hochsensiblen Sinne funktionierten einwandfrei.

Mirakel, Roger Parnasse und Marcel Trudeau wußten nichts von Trbhot, dem Herrn, nichts von den Befehlen, die lautlos die Qualligen erreichten, die sich sofort darauf einstellten.

Denn Trbhot – das waren auch sie.

»*Kehrt zurück in eure alte Gestalt. Ich werde euch den Weg zum Erfolg weisen! Ich bin Trbhot, der Herr, und Ihr seid meine Glieder. Ohne mich gibt es kein Leben, ohne mich könnt Ihr nicht sein. Ich fühle, was Ihr fühlt… und der Sieg ist uns gewiß! Ihr müßt handeln – ich werde handeln…!*«

*

Nichts von alledem bekamen sie mit.

Sie sahen nur eine Reaktion. Aber worauf die zurückzuführen war, das blieb ihnen ein Rätsel.

Das Feuer konnte es nicht sein, denn das Feuer hatten die Qualligen überstanden. Noch brannten große Benzinlachen und entwickelten dichten, schwarzen Qualm, so daß keiner der Außenstehenden eigentlich sah, was sich hier abspielte.

Die Qualligen zogen sich zurück.

Nachdem sie die höchste Entwicklung erreicht hatten und ihre Größe nicht mehr weiter ausdehnen konnten, begannen sie zu schrumpfen. Blitzschnell wurden sie winzig klein und entzogen sich der Erkennungsfähigkeit des menschlichen Auges.

»Sie kommen aus dem Mikrokosmos – und sie kehren dorthin zurück«, murmelte Mirakel, sich der Berichte des Mönchs erinnernd.

»Was meinen Sie damit? Wer sind Sie eigentlich? Wir sind Ihnen dankbar für die Hilfe, die Sie uns zuteil werden ließen. Aber diese Hilfe wie das Geschehen haben Fragen aufgeworfen…«

»Fragen, die ich Ihnen unmöglich alle beantworten kann, Kommissar«, fügte Mirakel schnell an, kaum daß Trudeaus Worte verklungen waren. »Aber wir sollten und wir müssen miteinander sprechen. Man wird zunächst Fragen an Sie stellen, unangenehme Fragen, Kommissar.«

Trudeau wußte, was er damit meinte. Die Sirenen der sich nähernden Polizeifahrzeuge und Feuerwehrwagen waren unüberhörbar.

»Lassen Sie sich etwas einfallen, um die erste Hürde zu

überwinden. Erzählen Sie noch nichts von den Qualligen. Damit müssen Sie andernorts vorstellig werden. Vorerst genügt eine Lügengeschichte. So sehr ich Lügen hasse, aber hier müssen Sie sein, wollen Sie nicht das Risiko eingehen, als Wahnsinniger hingestellt zu werden.«

Trudeau nickte. Dieser fremde Mann, der wie ein Götterbote aus der Luft gekommen war, sprach ihm aus der Seele.

»Wie kann ich Sie erreichen, Kommissar? Wo wohnen Sie?«

Trudeau antwortete mechanisch. Er nannte seine Adresse, und Mirakel nickte.

»Wenn Sie das Problem hier gemeistert haben und zu Hause sind, werden wir uns unterhalten müssen. Angefangen hat das Ganze mit dem Tod von Francoise Value, nicht wahr? Wenn Sie Näheres über die Dinge wissen, die diesem Tod vorausgegangen sind, oder erfahren sollten – wäre es gut, wenn wir uns darüber sprechen könnten.«

*

Wie das Geschehen im Leichenhaus so liefen auch die Dinge, die jetzt nachfolgten, für Trudeau und seinen Assistenten ab wie in einem Traum.

Im stillen mußten der Kommissar und sein Begleiter sich eingestehen, daß sie nicht mehr in der Lage waren, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Was hier geschehen war, das war einfach zu kompliziert, zu außergewöhnlich, als daß man es mit klarem Verstand noch analysieren konnte.

Mirakel verschwand. Die herrschende Dunkelheit, das trübe, regnerische Wetter kamen seinem Schutzbedürfnis nahe.

Der Dyktenmann, der wie eine Supererscheinung auf der Szene aufgetaucht war, verschwand hinter einem Kamin auf einem nahen Wohnhaus und beobachtete von dort aus den Lauf, den die Dinge nahmen.

Polizei und Feuerwehren kamen. Die Polizisten hatten alle Hände voll zu tun, die Neugierigen zurückzudrängen.

In der Zwischenzeit waren Trudeau und Parnasse von dem flachen Dach des Anbaus geklettert und gingen den Uniformierten entgegen.

Ebenfalls in der Zwischenzeit waren die kleinen, noch existierenden brennenden Benzinlachen ebenfalls weiter in sich zusammengeschrumpft.

Der Kommissar berichtete vom Anruf André Frelons, der ihn um Hilfe gebeten hatte.

Nach Trudeaus Ausführungen hatte Frelon sich bedroht gefühlt und um Polizeischutz gebeten.

Unbekannte Eindringlinge wollten sich offensichtlich der heute in den frühen Morgenstunden eingelieferten beiden Leichen bemächtigen. »Was ihnen schließlich auch gelungen ist«, schloß Trudeau, dem man die Erschöpfung ansah. »Wir haben insgesamt drei Männer verloren. Es war eine ganze Bande, die hier eingedrungen ist. Sie haben die Leichen mitgenommen«, fügte er schnell hinzu, ehe weitere Fragen in dieser Richtung gestellt werden konnten.

Der Oberbürgermeister der Stadt kam. Mit ihm führte Marcel Trudeau ein Gespräch besonderer Art. Hier kam es nicht mehr darauf an, die Verwirrung der ersten Minuten zu überspielen, hier mußten handfeste Entscheidungen getroffen werden. Und das konnte nur der Fall sein, wenn die Männer, die diese Entscheidungen treffen mußten, auch lückenlos über alles unterrichtet waren.

Dem Oberbürgermeister sah man an, daß er an Trudeaus Verstand zweifelte. »Das ist nicht Ihr Ernst, Trudeau«, etwas anderes konnte er nicht sagen.

Der Kommissar atmete tief durch. »Es ist mir nicht zum Spaßen zumute. Dafür ist zu viel geschehen. Frelon, Aristide und zwei Polizeibeamten sind tot. Sie wurden einfach mitgenommen. Mitgenommen wie die Leichen von Francoise Value und Philipe Vrangeville. Was wir hier erlebt haben, geht über unseren Verstand. Fragen Sie mich nicht, wie so etwas möglich ist – ich weiß es nicht! Ich kann Ihnen nur sagen, was ich gesehen und erlebt habe. Sie ließen sich nicht verdrängen und nicht verletzen. Unsere Waffen sind wirkungslos gegen sie. Sie – die Qualligen – kommen aus einer anderen Welt zu uns. Ich weiß nicht, was sie hier wollen – ich weiß nur eins: Was geschehen ist, darf sich nicht wiederholen! Aber wie wir das anstellen wollen, wenn sie wieder auftauchen, das weiß ich auch nicht. Sie bestehen aus einer Masse, die mit unseren herkömmlichen Waffen nicht zu vernichten ist. Ich glaube, wir müssen in dieser Nacht vieles bedenken und vor allem auch Wissenschaftler zu Rate ziehen, die von den Ereignissen hier erfahren müssen. Auf keinen Fall aber sollte etwas an die Öffentlichkeit sickern. Wenn die Presse etwas wissen will – verweisen wir auf die Geschichte mit dem Eindringen einer Bande, die die Leichen gestohlen hat. Gründe gibt es dafür gewiß: Man fürchtet, daß durch die Sektionen vielleicht etwas an den Tag kommt, was man unter allen Umständen verschleiern will. Die wahren Mörder wollen unerkannt bleiben. Als unsere Leute hier eintrafen, wurden sie in eine Schießerei verwickelt. Dabei explodierte schließlich ein Benzintank und setzte den Vorhof des Leichenhauses in Brand…«

»Wenn die Sache nicht so ernst wäre, Trudeau«, bemerkte der Oberbürgermeister, »würde ich jetzt lächeln. Sie sind ein wunderbarer Geschichtenerzähler. Sie haben eine vortreffliche Phantasie. Ich lerne

Sie von einer ganz neuen Seite kennen…«

»Phantasie? Die Wirklichkeit übertrifft wohl das, was ich mir als Erklärung soeben aus den Fingern gesogen habe.«

*

Der Mann, der sich John Bracklen nannte, kam kurz vor 22 Uhr nach Hause.

Der angebliche Australier öffnete die Haustür. Im Flur brannte Licht. Als Bracklen die Treppe nach oben stieg, hörte er Stimmen. Im Treppenhaus des dritten Stocks verabschiedete sich gerade der Hausverwalter von einem älteren Mann an der Tür.

»Das ist schon so in Ordnung, Herr Gessner. Die Hauptsache ist, daß es wieder funktioniert. Gute Nacht!«

Der Hausverwalter kam die Treppe herunter. Er war ein Mann mit schütterem Haar, grauen Augenbrauen und von hagerer Gestalt.

»Ah, Mister Bracklen!« freute er sich, als er dem dunkelhaarigen Australier auf halbem Weg begegnete. »Schon zurück? Das wundert mich. Frankfurt bietet soviel, da muß man doch nicht um zehn Uhr abends zu Hause sein.«

Bracklen lachte. Er hatte ein glattes Gesicht und dunkle Augen, und es gab eigentlich nichts an ihm, was besonders auffällig gewesen wäre. Bracklen war das, was man eine Alltagserscheinung nennen konnte. Unauffällig, ruhig.

Er lachte. »Ich bin den ganzen Tag schon unterwegs, Herr Gessner. Jetzt sehne ich mich nach dem Bett.«

Gessner winkte ab. »Wem sagen Sie das! Ich hab geglaubt, den Krimi in Ruhe zu Ende sehen zu können. Da krieg ich ’nen Anruf, daß dort oben in der dritten Etage links die Wasserspülung nicht mehr funktioniert. Bevor die ganze Nacht das Wasser in den Abfluß läuft, hab ich lieber schnell ’ne neue Dichtung eingesetzt. – Bei Ihnen ist alles in Ordnung?« Er wartete erst gar nicht die Antwort ab. Offenbar kam es ihm nur darauf an, jetzt nach dem versäumten Krimi noch jemand in ein Gespräch zu verwickeln.

John Bracklen tat ihm den Gefallen.

Er erzählte, was er sich heute noch alles angesehen hatte und was er in den nächsten Tagen noch zu tun gedachte.

»Allzulange wird mein Aufenthalt in Deutschland nicht mehr dauern«, meinte er. »In einer Woche wird Herr Marstner wieder da sein, dann werden wir noch ein paar Tage gemeinsam in der Gegend herumkreisen, und dann geht’s schon wieder zurück.«

»Hat sich dann die Reise überhaupt gelohnt?«

»Ich denke doch…« Bracklen lächelte. Was er dabei wirklich dachte, konnte er natürlich nicht sagen. Er konnte auch nicht sagen,

daß er in Wirklichkeit gar nicht John Bracklen hieß und auch nicht aus Australien kam, sondern daß sein wahrer Name Professor Ronald Wolfe und er in New York zu Hause war.

In Zusammenarbeit mit den Frankfurter Behörden war es möglich gewesen, Herrn Marstner, den eigentlichen Mieter der Wohnung, davon zu überzeugen, daß es von Vorteil wäre, wenn er seine Wohnung für einen begrenzten Zeitpunkt diesem Amerikaner zur Verfügung stellte. Angeblich sollte ein vermutlicher Spion beschattet werden. Auch Marstner war nur die halbe Wahrheit gesagt worden.

Aber Marstner war das schließlich egal. Er erhielt einen bezahlten Urlaub, der sich sehen lassen konnte und darüber hinaus für seine Bereitschaft, einem Fremden die ganze Wohnung zu überlassen, noch ein ansehnliches tägliches Taschengeld. Darüber hinaus hatte er sich verpflichten müssen, strengstes Stillschweigen über diese eigenwillige Transaktion zu wahren.

Das Gespräch zwischen dem angeblichen John Bracklen und dem Hausverwalter dauerte eine Viertelstunde. Dann konnte Bracklen den Weg in die Dachwohnung fortsetzen.

Oben angekommen überprüfte er sofort alle elektronischen Geräte.

Er stutzte. Außer den normalen Minutenaufnahmen, welche die Kamera laufend machte, war eindeutig zu erkennen, daß die Sensoren eine außergewöhnliche Wärmereaktion auf dem Haus drüben registriert und die automatische Kamera aktiviert hatten.

Ein großes Stück Film war in der Kamera transportiert worden.

John Bracklen alias Professor Wolfe zog das Stativ zurück und entnahm der Kamera den belichteten Film. Er packte ihn in einen Spezialbehälter, griff dann sofort zum Telefonhörer und wählte.

Dreimal klingelte es am anderen Ende der Strippe, dann meldete sich eine sanfte, dunkle Frauenstimme.

»Lydia Simons.«

»Hallo, Lydia, hast du dein Reisebüro schon geschlossen oder ist es noch möglich, sich von dir beraten zu lassen?«

Hätte ein Außenstehender diese Worte gehört, hätte er angenommen, daß sich hier jemand einen Scherz erlaubte oder betrunken war.

»Das Büro ist bis achtzehn Uhr dreißig geöffnet, Mister Bracklen«, antwortete die Teilnehmerin am anderen Ende der Strippe spitz. »Und das von morgens acht Uhr an.«

»Aber wenn man zwischen acht und achtzehn Uhr dreißig nicht kommen kann…«

»Dann ist unter Umständen auch eine spätere Beratung möglich. Wir nehmen es damit nicht so genau. – Ist es sehr wichtig, Ronald?« wurde Lydia Simons plötzlich ernst.

»Ich glaube ja. Die Kamera hat ausgelöst.«

»Hm, verstehe. Du hättest gern, daß wir den Film gleich bearbeiten?«

»Wenn’s möglich ist, ja. Ich kann heute nacht entweder gut oder überhaupt nicht schlafen. Kann ich noch vorbeikommen?«

»Weil du’s bist, immer.«

»Ich hoffe, du bist noch nicht im Neglige?«

»Warum? Würde dich das erschrecken?«

»Das bestimmt nicht. Aber von der Arbeit abhalten.«

»Aber danach – würde es dich nicht mehr stören?«

»Ich bin erstaunt, wie frisch du nach acht Stunden Arbeit in deinem Reisebüro noch bist.« Er wartete erst gar nicht ihre Erwiderung ab, sondern setzte seine Ausführungen gleich fort. »Ich ruf sofort ein Taxi an, Lydia. In einer Viertelstunde bin ich bei dir.«

*

Er schaffte es genau.

Das kleine Reisebüro lag zwischen einem Konfektionsgeschäft und einem Kunstgewerbeladen in der Kaiserstraße und war nur durch die Ladenstraße zu erreichen.

Zwischen vorgebauten Schaufenstern, die wie gläserne Kästen wirkten, befand sich eine schmale Tür mit der Aufschrift »Reisebüro«. Bunte, verlockende Plakate links und rechts des Eingangs priesen ferne Länder, weiße Strände und einmalig schöne Hotels an.

Die braungebrannten Schönheiten an den Stränden zogen auch Ronald Wolfes Blick auf sich, als er zweimal kurz an die Tür klopfte.

Normalerweise befand sich um diese Zeit kein Mensch mehr in dem Reisebüro, das in seiner versteckten Lage sicher keine Konkurrenz für die großen Unternehmen in der Stadt war. In der Tat wurden auch nur sehr wenige Buchungen vorgenommen. Aber daran störte sich die Leiterin dieses Büros, Lydia Simons, nicht.

Es war nämlich zur Tarnung geschaffen worden. In allen größeren Städten der Welt gab es ähnliche Reisebüros, die grundsätzlich mit Fernschreibern ausgerüstet waren, um untereinander in Kontakt zu treten und Nachrichten schnellstens weitergeben zu können.

Das Frankfurter Büro spielte eine zentrale Rolle im Umkreis von rund dreihundert Kilometern. Alle in diesem Bezirk erscheinenden Zeitungen mußten gelesen und bearbeitet werden. Ein Kleincomputer stand dabei der Leiterin dieses Büros ebenfalls zur Verfügung.

Was als Reisebüro getarnt war, barg in Wirklichkeit eine Informationszentrale der UNO.

Innerhalb der Weltorganisation, die sich um so viele Dinge wie Friede, Freiheit, Gesundheit und Ernährung für die große Völkerfamilie kümmerte, existierte seit etwa drei Jahren eine

Abteilung, von der die Öffentlichkeit nichts wußte, und über die noch keine Zeitschrift und kein Reporter berichtet hatte.

Die Arbeit der »D-Abteilung« erfolgte unter Geheimhaltungsstufe eins.

Mit der »D-Abteilung« der UNO hatte es seine besondere Bewandtnis.

Es handelte sich hier um eine Einrichtung der UNO, die inzwischen schon weltweit eingesetzt wurde und weiter ausgebaut werden sollte.

Aus einer Versuchsgruppe, bestehend aus Ärzten, Wissenschaftlern, Theologen und Politikern verschiedener Nationalität, wurde schließlich eine Abteilung mit besonderem Aufgabenbereich geschaffen.

Jahrelang studierten diese Männer und Frauen außergewöhnliche Berichte, suchten Forschungsstätten auf, wo das Übersinnliche und Parapsychische unter die Lupe genommen wurde, und beteiligten sich selbst an Versuchen und Untersuchungen. Dabei fühlten sie den Betroffenen auf den Zahn und entlarvten viele Dinge als Schwindelei und Scharlatanerie. Doch erschreckenderweise blieb dann immer noch eine Zahl stehen – nämlich genau 37 Prozent –, die die UNO veranlaßte, auf dem bisher eingeschlagenen Weg weiterzumachen.

37 Prozent unenträtselter Fälle waren eine erstaunlich hohe Anzahl, die man nicht mit einer Handbewegung abtun konnte.

So kam es, daß die Gruppe ihre Arbeit fortsetzte und mit finanzieller und technischer Hilfe dieser weltweiten Organisation ihre Informations- und Kontaktstellen erweiterte.

Aufgrund der Unterlagen, die allen Staatsmännern vorgelegt worden waren, hatten sich spontan die Staatsführer bereit erklärt, dementsprechende Informations- und Kontaktstellen in ihrem Land zuzulassen.

Diese Kontaktstellen unterstanden allein der Kontrolle der UNO und wurden von den Gründern, die die »D-Abteilung« ins Leben gerufen hatten, überprüft und erhielten von dort auch ihre Anweisungen.

Es stand fest: es gab übersinnliche Phänomene, und es gab Fremde auf dieser Welt, die nicht menschlicher Abstammung waren. Der Beweis war erbracht worden, daß Tote aus dem Jenseits Kontakt mit Lebenden gesucht und gefunden haben. Und wiederum war dabei herausgekommen, daß Nichtmenschliche dabei manipulierten, um diese Kontakte zu stören oder zu verfälschen. Warum das so war – darüber konnte man nur Vermutungen anstellen. Was man früher als Geister und Dämonen bezeichnet hatte, bewegte sich noch immer schattengleich auf der Erde oder in Form menschlicher Gestalt. Feinde aus menschlichen Welten, die deshalb Feinde waren, weil sie die Welt der Menschen ausbeuteten, bewegten sich oft in Menschengestalt

überall dort, wo man sie oft nicht mal vermutete. Und gerade das war mit eines der größten Kriterien, weshalb die »D-Abteilung« so intensiv und aufmerksam arbeitete.

Sie versuchte im Interesse aller Völker herauszufinden, welche Unzulänglichkeiten und Schwierigkeiten die Menschen untereinander mit sich brachten, so daß ein friedliches Zusammenleben nicht möglich war und welche Einflüsse von jenen ausgingen, die in Menschengestalt die Saat der Gewalt auslegten und Gier und Mißgunst weckten, so daß es schließlich doch wieder Menschen waren, die indirekt am Untergang dieser Welt mitwirkten. Und damit wurden sie im Endeffekt zu Handlangern derer, denen die »D-Abteilung« auf die Spur kommen wollte.

Die »D-Abteilung« suchte die Dämonen. Die »D-Agenten« – die »Dämonen-Agenten« – waren Spezialisten, die sich noch in der Ausbildung befanden und bisher erst wenig zum Zug gekommen waren. Dafür waren die Kontaktstellen, die als Reisebüros getarnt waren, bisher umso erfolgreicher gewesen.

Alle Merkwürdigkeiten wurden beobachtet und registriert und an eine zentrale Sammelstelle gegeben.

Auf diese Weise erhielt man ein Bild von Vorfällen, die in den allgemeinen Pressenachrichten oft untergingen oder im wahrsten Sinn des Wortes am Rande standen.

Die sich auf die Erde und unter die Menschen geschmuggelt hatten, waren ständig am Werk, ihren Kleinkrieg fortzusetzen.

Die Schachzüge dieser Strategien zu erkennen war eine Notwendigkeit, vor der die »D-Abteilung« sich gestellt sah. Eine andere Notwendigkeit war, Menschen zu schützen, die besondere Fähigkeiten entwickelt hatten.

Telepathen, Telekineten – kurz Menschen, die über übersinnliche Wahrnehmungen verfügten, entwickelten oft ein Gespür für eine Gefahr und durchschauten nicht selten die Angriffe derjenigen, die aussahen wie Menschen…

Durch die Vielzahl der Beobachtungen und Gerüchte war man schließlich auch auf einen Mann namens Frank Morell aufmerksam geworden.

Es gab Hinweiser bisher jedoch keine Beweise – daß er identisch war mit einer Person, von der man behauptete, daß sie fliegen könne.

Gerade in der letzten Zeit hatten sich Beobachtungen und Wahrnehmungen verdichtet. Immer wieder war auch in den Redaktionen angerufen worden und von dem »Menschen in der roten Haut« gesprochen worden.

Mensch oder Dämon?

Freund oder Feind?

Ein Besucher aus dem Weltall?

Auch diese Möglichkeit mußte man in Betracht ziehen. Die UFO-Beobachtungen der letzten Jahrzehnte spielten sicher eine Rolle in dem Geschehen, in das die Erde geraten war. Gerade in der letzten Zeit auch waren wieder Sichtungen und Aufnahmen von UFOs gemacht worden, die überall in der Welt nach wie vor Rätsel darstellten.

Freunde der Menschen – Freunde der Dämonen? Hilfsvölker oder Schmarotzer, die darauf warteten, bis er auf der Erde zu dem »großen Knall« kam…

Die Zunahme der Katastrophen überall, die Gleichgültigkeit der Menschen untereinander, das Auftreten neuer, das Wiederauftauchen alter Krankheiten, die man längst besiegt glaubte, wurden ebenfalls katalogisiert und nach einem genau fest liegenden wissenschaftlichen Schema durchgearbeitet.

All diese Dinge konnten in Wirklichkeit beiläufige Erscheinungen sein, die etwas Großes, Unbekanntes, Schleichendes begleiteten…

Ein Mensch, der flog? Gab es das wirklich? Die Verantwortlichen der »D-Abteilung« wollten es wissen.

Professor Ronald Wolfe, der diese Abteilung entscheidende Impulse gegeben hatte und Fachmann auf dem Gebiet okkulter und übersinnlicher Phänomene war, nahm sich der Sache selbst an.

Im Raum Frankfurt hatten sich die Wahrnehmungen potenziert. Niemand wußte etwas, und die wenigsten Zeitungen hatten auch darüber berichtet. Dafür gab es umso mehr Gerüchte. Ob sie berechtigt waren, würde sich zeigen.

Lydia Simons, die Leiterin des Frankfurter »Reisebüros« öffnete auf das zweimalige Klopfen.

Die blonde Deutsche war einunddreißig, wirkte jünger und war sehr attraktiv. Sie hatte das lange Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und streng nach hinten gekämmt ließ es ihr gutgeschnittenes Gesicht mit den klugen Augen und der hohen Stirn voll zur Geltung kommen.

»Da bin ich«, strahlte Wolfe und trat ein. »Vielen Dank, Madame, daß Sie bereit waren, mich noch so spät zu beraten. Aber Spaß beiseite: wieso bist du eigentlich noch hier? Ich dachte längst, daß du zu Hause in deinem Bett liegst…«

»Aber angerufen hast du hier«, entgegnete sie ihm mit hochgezogenen Augenbrauen und lachte. »Demnach konntest du ahnen oder wissen, daß die Auswertungen nicht bis zum Geschäftsschluß zu schaffen waren.«

»Wenn das so weitergeht, mußt du dir eine Hilfe nehmen. Als selbständige Unternehmerin kannst du dir das bestimmt leisten.«

»Dann mußt du ein gutes Wort bei unserem großen Chef einlegen, ob er die Kosten übernimmt. So selbständig wie es draußen auf dem

Schild und in den Akten des Finanzamtes steht bin ich ja schließlich nicht…«

Sie passierten den kleinen, gemütlich eingerichteten Laden. Überall hingen Plakate. Auf zwei kleinen Tischen lagen Berge von Prospekten.

Durch einen bunten Vorhang getrennt gab es eine kleine Küche und zwei verschlossene Zimmer zu sehen, auf denen »Privat« stand.

»Die Macht der Gewohnheit«, lachte Lydia leise, den Schlüssel herumdrehend. »Sobald ich den Raum verlasse, schließe ich ihn ab.«

Das war auch notwendig. Denn hier drin sah es nicht so aus, wie man es in einem Reisebüro erwartet.

Eingebaute Schrankwände waren geöffnet. Es roch nach Chemikalien.

Auf einer aus der Schrankwand herausgezogenen Tischplatte lagen zahlreiche frisch entwickelte Bilder. Die Fächer in der Wand waren belegt mit mattschimmernden elektronischen Geräten.

Ein Teil der Schrankwand war eine Nische. Die war als Dunkelkammer eingerichtet.

»Die Gefäße sind schon vorbereitet. Du kannst sie sofort benutzen«, sagte Lydia. »Glaubst du wirklich, einen entscheidenden Vorstoß geschafft zu haben?«

»Ich hoffe es zumindest.«

Er drückte die Tür zu. Lydia knipste die Dunkelkammerbleuchtung an. Der belichtete Film wurde in das Entwicklungsgefäß gelegt.

Lydia stellte den Wecker.

Die junge deutsche Mitarbeiterin, die zuerst im Polizeidienst der Stadt und schließlich als Computerexpertin auf Kosten der »D-Abteilung« ausgebildet worden war, räumte ihre abgeschlossenen Arbeiten zusammen und steckte sie in einen Umschlag.

Die Zeit verging schnell, da Ronald Wolfe ihr half, die Berichte fertigzustellen und die Auswertungen zu codieren.

Dann war der Film in der Entwicklungsdose auch schon fertig. Im Schnellverfahren wurde er getrocknet. In der Zwischenzeit baute Professor Wolfe den Projektor auf.

Auf Knopfdruck entfaltete sich eine silbern schimmernde Bildwand, die nur fünfzig auf siebzig Zentimeter groß war und den Raum oberhalb des Arbeitsplatzes der Nische füllte.

Aber das reichte.

Der Projektor begann zu surren. Angespannt blickten die beiden Mitarbeiter der »D-Abteilung« auf die dunkel flimmernden Bilder, die vorüberzogen.

Die Spezialkamera und der Spezialfilm hatten jede Bewegung dort drüben im Haus festgehalten.

Es war ein Film, der auf Wärmeausstrahlung reagierte. Er lieferte keine klaren, scharf gezeichneten Bilder. Aber darauf kam es auch gar

nicht an.

Der Körper, der gefilmt wurde, hinterließ bewegliche Wärmespuren.

So war diese wärmeabstrahlende, zerfließende Gestalt am Fenster zu erkennen, wie sie sich setzte. Was der Mann auch anfaßte, das hinterließ Wärmespuren und die waren Sekunden nach der Berührung immer noch sichtbar. Für einen Uneingeweihten wirkten die Bilder gespenstisch, gerade so, als hätte man einen Geist beobachtet.

Lange Zeit blieb die Leinwand dunkel.

Frank Morell war nicht zu Hause. Die Automatik der Kamera aber veranlaßte weitere Bilder.

Und dann kam die Stelle, wo die Kamera automatisch fünfhundert Bilder in der Sekunde geschossen hatte.

Der beobachtete Raum war leer. Aber hinter dem Dach auf der anderen Seite des Hauses tat sich was.

Eine menschliche Gestalt zog sich schräg an der Dachkrümmung entlang in die Höhe. Die zerfließende, wärmeabstrahlende Gestalt verschwand blitzschnell in der Höhe – und entzog sich den Blicken der beiden atemanhaltenden Beobachter.

Er ließ den Film nochmal ablaufen und verringerte die stufenlos einstellbare Geschwindigkeit bis auf das geringste Tempo.

Da zog die Gestalt zwar etwas langsamer vom Dach aufwärts in den abendlichen Himmel über der Mainmetropole, aber noch immer zu schnell, als daß man diese Gestalt im Augenblick des Abhebens mit bloßem Auge hätte genau wahrnehmen können.

»Ein Zweifel ist ausgeschlossen«, murmelte Wolfe sich den Streifen ein viertes und fünftes Mal ansehend. »Ein fliegender Mensch! Der Beweis ist erbracht. Nun heißt es am Ball bleiben und herausfinden: ist er Freund oder Feind? Jetzt fängt die Arbeit erst an, Lydia…«

*

Er blieb bis Mitternacht, es gab viel zu besprechen.

Ronald Wolfe benutzte die Gelegenheit, sofort einen passenden Bericht zu codieren und mit dem Fernschreiber auf den Weg zu bringen. Eine Sammelstelle im Auswärtigen Amt in Bonn, wo eine höhere Abteilung der »Reisebüros« untergebracht war, nahm den Code entgegen. Von hier aus würde alles weitere veranlaßt, um ihn in die Zentrale nach New York zu überspielen.

Eine elektronische Spezialapparatur fertigte Funkbilder der Szenen an, die mit dem Film festgehalten worden waren. Nach der Auswertung durch die entscheidenden Stellen der »D-Abteilung« würden weitere Hinweise erfolgen. Solange hieß es abwarten.

Er verabschiedete sich von Lydia.

Die hatte sich entschlossen, über Nacht im Büro zu bleiben und auf einer dafür vorgesehenen Couch zu schlafen.

Lydia hatte noch mindestens eine weitere Stunde zu tun, und da lohnte es nicht, noch die Fahrt nach Hause anzutreten.

Prof. Ronald Wolfe alias John Bracklen ging nachdenklich wenig später durch die Kaiserstraße.

In der Höhe eines Sex-Shops bot eine kastanienrote Gunstgewerblerin ihre Dienste an. Kopfschüttelnd ging Wolfe weiter.

Ständig fuhren Taxis an ihm vorüber, einmal rollte sogar ein unbesetztes bis dicht an den Rand des Bürgersteigs, und der Chauffeur blickte ihn fragend an. Aber Wolfe wollte nicht mitfahren. Er wollte zu Fuß gehen, zumindest noch eine Zeitlang, um die kühle, frische Nachtluft zu genießen.

Er war so in Gedanken versunken, daß ihm entging, wie das gleiche Taxi, dessen Fahrer ihn eben angesprochen hatte, bis zur Kreuzung vorfuhr, noch bei Gelb über die Ampelanlage rauschte und gleich in der Straße links wieder kehrt machte und den Weg zurückkam.

Der Fahrer beobachtete den einsamen Spaziergänger in Höhe des Kinos im Rückspiegel und nutzte dann die Gelegenheit, erneut die Straße zu überqueren und langsam dann die Straße vorzufahren, die der Amerikaner ging.

Der Fahrer ließ den Fußgänger nicht aus dem Auge.

Fünf Minuten später erreichte Wolfe die Straßenecke und ging rechts weiter. Das Taxi folgte ihm, beschleunigte ein wenig und rollte an den Straßenrand, genau hinter dem Fußgänger her.

Der Chauffeur blickte wieder zu dem Fußgänger hin. In dem Gesicht des Mannes sah man einen angespannten, beinahe qualvollen Zug, als müsse er sich dazu zwingen, zu dem Fußgänger hinzusehen.

Da wandte Wolfe wieder den Kopf, der Anflug eines Lächelns zuckte über seine Lippen. »Na, wenn Sie unbedingt ein Geschäft machen wollen, bitte…« Er ging an den Straßenrand. Der Fahrer bremste sofort ab.

Wolfe zog die Tür auf. »Sie haben eine gute Nase für Kunden, wie?« fragte er heiter, sich auf den Rücksitz setzend.

»Sie sahen aus wie jemand, der ein Taxi braucht«, sagte der Fahrer. Er sah aus, als ob ihn fröstelte. Er hatte die Schultern hochgezogen, seine Backenmuskeln zuckten, und er vermied es, einen Blick nach hinten zu werfen.

»Sie haben richtig geraten. Ich wollte nur noch ein bißchen zu Fuß gehen.«

»Die Luft ist eigentlich zu kalt, um spazieren zu gehen.«

»Da haben Sie auch wieder recht.«

»Wo darf ich Sie hinbringen?«

»Beckerweg.«

Die Tür knallte zu. Der Fahrer startete und fuhr rechts ab.

Das wunderte Wolfe. Da er seit Tagen zwischen Beckerweg und Kaiserstraße verkehrte, wußte er, daß der Fahrer ohne weiteres links hätte fahren können. Offenbar gingen seine Geschäfte im Moment schlecht, und da er bemerkt hatte, daß er es mit einem Ausländer zu tun hatte, der sich offenbar in der Stadt nicht richtig auskannte, schlug er einen Umweg ein. Es gab immer wieder Chauffeure, die es versuchten. Zum Glück waren nicht alle so.

Wolfe grinste still vor sich hin und sagte nichts.

Komisch kam ihm die Sache vor, als der Chauffeur in eine enge Seitengasse fuhr, in der Diskotheken, Bars und Pizzerias wie die Perlen an einer Schnur dicht an dicht folgten.

Der Fahrer hielt an einem schmalbrüstigen Haus, von dem aus eine dunkle Einfahrt in den lichtlosen Hinterhof führte.

»Was wollen Sie denn hier?« fragte Wolfe verwundert.

Aus dem Schatten des Torbogens löste sich eine Gestalt.

Die kam blitzschnell mit zwei raschen Schritten über den Bürgersteig, und ehe Ronald Wolfe sich versah, riß der Fremde die Tür auf.

»Was soll denn das?« entfuhr es dem Professor aus New York.

Die Pistole in der Hand des Mannes, der sich nach innen beugte, trug einen Schalldämpfer.

Blopp… blopp… machte es zweimal. Kurz und trocken.

Wolfe hörte nur das erste »Blopp«.

Die Kugel schlug in den Bauch, die zweite folgte dicht daneben und zerriß eine Arterie.

Er konnte nicht schreien. Seine Augen weiteten sich, ein ungläubiger Ausdruck trat in sie.

Dann fiel sein Kopf langsam nach vorn.

Professor Ronald Wolfe war tot.

*

Der Meuchelmörder schob sich auf dem Platz neben dem Toten.

»Schnell, untersuch ihn«, zischte der Fahrer, ohne den Blick zu wenden. »Er hat etwas bei sich. Es muß verschwinden.«

»Immer mit der Ruhe«, sagte der Dunkelhaarige mit den kalten stechenden Augen. Er roch nach Alkohol. »Du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst.«

Er nahm sich sämtliche Taschen des Toten vor.

Er zog die Brieftasche heraus, und ein überraschter Ausruf kam über seine Lippen. »Donnerwetter! Das hat sich rentiert. Willst du mal sehen?«

»Mach, verdammt nochmal! Geld interessiert mich nicht.«

Der Dunkelhaarige mit dem aufgedunsenen Gesicht schüttelte den Kopf.

Noch immer stand das Taxi vor der Einfahrt.

Aus den nahen Vergnügungsstätten hörte man Musik und Lärm. Vor einer unverputzten Mauer, die mit zerfetzten Reklameplakaten beklebt und unflätigen Bemerkungen beschriftet war, standen mehrere Jugendliche, die Bier- und Whiskyflaschen kreisen ließen und dabei qualmten wie die Schlote.

Da offenbar die eigenen Stimmen und die Musik von innen, die durch die geklappten Fenster auf die Straße fiel, nicht ausreichten, ließ der eine der Burschen sein Moped voll aufheulen, so daß sie sich gegenseitig anbrüllen mußten, um sich überhaupt zu verstehen.

Von den jungen Leuten da drüben hatte niemand beobachtet, was für eine ruchlose Tat hier begangen worden war.

Und wäre in diesem Moment ein Passant an dem stehenden Fahrzeug vorübergegangen, ihm wäre garantiert nicht aufgefallen, was sich hier wirklich abspielte.

Er wäre im Glauben gewesen, daß da hinten ein Betrunkener hockte, der von seinem Mitfahrer aus dem Wagen gezerrt werden sollte.

Der Mörder grinste. »Du bist schon ein komischer Kerl! Aber da mich die Lappen hier mehr interessieren als alles andere, hast du wohl nichts dagegen, wenn ich sie mir einstecke.«

»Das ist mir egal, wie du weißt. Hat er was dabei? Natürlich, ich fühle es ja, er muß etwas dabei haben.«

Der Schütze riß dem Amerikaner Schlips und den oberen Hemdknopf auf und fand das Amulett an einem silbernen Kettchen.

Das Amulett bestand aus reinem Silber, und auf der unebenen Fläche waren mehrere verschiedenfarbige Symbole aus Emaille aufgetragen.

»Da hat er etwas, willst du es sehen, oder…«

»Reiß es ihm ab!« Alles an dem Taxifahrer spannte sich.

Der Vierschrötige zuckte die Achseln, betrachtete sich das Amulett und riß dann die Tür auf.

»Wirf's in den Kanal!«

Der Schütze blickte an der Straße entlang, wollte das Auto verlassen, sah aber den Gully nur einen guten Meter hinter dem Taxi und meinte, sich den Ausstieg ersparen zu können. Er warf das Amulett nach vorn.

Er traf den Gully. Das Amulett rutschte zwischen den Stäben nach unten, fiel aber nicht in die Tiefe, weil das silberne Kettchen sich um einen Eisenstab schlang.

Das Amulett baumelte an dem Stab.

Aber das sah der Mordschütze in der Dunkelheit nicht, und da der Fahrer aufatmete und ihm sagte, daß nun alles in Ordnung sei, sah er keinen Grund, den Wagen zu verlassen und erst noch nach dem rechten zu sehen.

Der Mann hinter dem Steuer atmete sichtlich auf, startete und fuhr die Straße entlang. Seine Miene hellte sich auf. Das kalte Glitzern in seinen Augen aber blieb.

Der Mörder lehnte sich zurück.

»Eines verstehe ich nicht, Heinz: Wieso hast du vor so einem kleinen Ding…«

»Es gibt Dinge, über die ein anderer nicht gern spricht«, fuhr ihm der Chauffeur ins Wort, einen kalten, schnellen Blick in den Rückspiegel werfend. »Wir kennen uns schon lange. Wir haben zusammen schon manches Ding gedreht, und du hast nie gefragt, warum und weshalb ich gerade so und nicht anderes handelte. Der Kerl war mir im Weg! Er hat etwas herausgefunden…«

»Ein Ausländer, Kurt?«

»Die Polizei arbeitet hier mit allen Tricks. Das Amulett, das er trug… war unangenehm. Es gibt Menschen mit übernatürlichen Sinnen…«

»Oh, jetzt wird's okkult. Ich hab gar nicht gewußt, daß du auch in der Richtung was verstehst. Mit dir kann man schon Überraschungen erleben. Hol's der Teufel!«

»Reden wir nicht mehr darüber. Du hast deinen Schnitt gemacht. Jetzt kommt es darauf an, den Burschen da verschwinden zu lassen, und zwar so, daß kein Schwein ihn mehr findet – und dann ist die Sache ausgestanden…«

*

Sie fuhren rund zwölf Kilometer. Dann waren sie am Ziel. Eine Müllkippe, die demnächst geschlossen werden sollte, bot ihnen genau den Platz, den sie gesucht hatten.

Sie entkleideten die Leiche, reinigten oberflächlich die mit Blut angeschmutzten Rücksitze und rollten die Leiche dann in eine tiefe Mulde, die sie mit Unrat zuschippten.

Kein Mensch war Zeuge.

Ratten tauchten in der Nähe des mit Unrat bedeckten Opfers auf. Das frische Blut lockte sie an.

Kurt de Krestin, seit neun Jahren in Frankfurt, allein wohnender Sonderling, der aushilfsweise als Taxifahrer, als Zeitungsbote oder als Rausschmeißer in zwielichtigen Bars in der Innenstadt tätig war, stand teuflisch grinsend am Rand der Müllkoppe und starrte auf die in großer Zahl auftauchenden Ratten.

»Guten Appetit«, murmelte er kalt.

*

Sie fuhren in die Stadt zurück.

Der Mordschütze ließ sich in der Berliner Straße absetzen, Kurt de Krestin versprach, sich in den nächsten Tagen mal zu melden.

Der Mann, mit dem er den Mord durchgeführt hatte, war im voraus bereits für die Tat bezahlt worden.

De Krestin fuhr ruhig durch die Stadt und – während er an den hellerleuchteten Schaufenstern der City vorbeifuhr, warf er hin und wider einen Blick in den Innenspiegel.

Die Blutflecke auf dem Rücksitz waren durch das Reinigungsmittel nicht vollends verschwunden. De Krestin hatte seinem Kumpan mitgeteilt, daß er da noch etwas tun müsse.

Aber dazu brauchte er keine Hand anzulegen.

Er erledigte diese Dinge mit geistigmagischer Kraft.

Er konzentrierte sich auf das Gewebe, und die Flecke verblaßten. Der Stoffbezug nahm wieder sein altes Aussehen an, und es war unmöglich zu erkennen, daß hier Blut hineingesickert und die Stellen mit einem Reinigungsfluid nachbehandelt worden waren.

Dann die Kleidung des Toten…

Hemd und Jackett waren blutbesudelt, ebenso die Unterwäsche, und darüber hinaus hatten alle Kleidungsstücke versengte Löcher, die die eindringenden Projektile gerissen hatten.

Er konzentrierte sich darauf.

Die Blutflecke verschwanden, die Löcher schlossen sich.

Kurt de Krestin betrachtete sich im Spiegel, während er an der Ampelanlage in Richtung Messegelände hinter einer Autoschlange warten mußte.

Er hatte eine graue, schlecht durchblutete Gesichtshaut, eine kräftige, etwas gebogene Nase und schmale, streng gezeichnete Lippen.

Seine Ohrläppchen waren angewachsen, und sein Haaransatz begann tief in der Stirn. Die Haare waren dicht und gepflegt und schimmerten ölig von der Pomade, die er regelmäßig benutzte.

Er stellte sich genau das Gesicht des Mannes vor, den er seit Tagen beobachtete und dem er sich nicht selbst nähern konnte, weil er ein abwehrendes Amulett besessen hatte, das ihm Schmerzen zufügte und ihn davon abhielt, jenen Menschen mit eigener Hand zu berühren.

Er grinste dämonisch. Aber es gab schließlich auch andere Methoden, sich der Gegner zu entledigen, die da meinten, daß sie ihnen – den andern – auf die Schliche kamen.

De Krestin verengte die Augen. Nur wenn man genau hinsah, war

zu erkennen, daß die Pupille nicht rund war, sondern eine leicht elliptische Form hatte.

Es waren nicht die Augen, wie ein Normalsterblicher sie aufwies.

Jetzt aber, unter dem Druck der geistig-magischen Konzentration, veränderten sie sich.

Die Pupillen wurden rund – die Farbe der Iris nahm ein sattes, dunkles Braun an, die Haarform und Gesichtsform veränderten sich. Die Nase wurde gerade, der scharfe Schwung der Lippen verlor sich.

De Krestin hatte plötzlich ein glattes Gesicht, ein Alltagsgesicht, das man sah und wieder vergaß.

Es war das Gesicht des – Professor Ronald Wolfe aus New York!

*

Die Umgestaltung seines Gesichts in das Ronald Wolfes war überhaupt kein Problem. Das gelang auf Anhieb.

Er lachte. Es klang rauh und überheblich und teuflisch.

Er nahm sein altes Aussehen wieder an, machte noch zwei Fuhren und brachte dann das Taxi zur Station zurück.

Dort unterhielt er sich noch mit einigen Kollegen, die ebenfalls ihre Schicht gefahren hatten, und mit anderen, die jetzt anfingen.

Kurt de Krestin war so wie immer.

Er ließ sich von einem Kollegen nach Hause fahren. Er wohnte in Sachsenhausen.

Dort stieg er aus, nahm die Aktentasche und die in Papier eingewickelten Kleidungsstücke an sich und verabschiedete sich von seinem Kollegen.

»Was schleppst du denn da alles mit dir herum?« wollte der wissen, auf das umfangreiche Paket deutend.

Krestin winkte ab. »Ein paar alte Klamotten, die schon ’ne Zeitlang in der Reinigung hingen. Hab sie endlich abgeholt.«

In seiner Wohnung kleidete er sich um.

Er nahm Ronald Wolfes Körpergröße und Aussehen an und zog dann dessen erbeutete Kleider an. Sie paßten ihm wie angegossen.

Dann nahm er die Aktentasche an sich, die Wolfe ebenfalls bei sich getragen hatte, als er das »Reisebüro« verließ.

Nicht Kurt de Krestin kehrte der Sachsenhäuser Wohnung den Rücken, sondern ein Amerikaner namens Ronald Wolfe. Professor Ronald Wolfe aus New York. Und nur eines unterschied diesen falschen Professor von dem echten, über den sich die Ratten hermachten: Er trug kein Amulett mehr am Hals.

Das nämlich hätte Kurt de Krestin auch in seinem Aussehen als Ronald Wolfe nicht vertragen. Das Amulett hätte wie ein Brenneisen auf seiner Haut gewirkt.

Kurt de Krestin konnte nicht viel, doch die Tricks, deren er sich bediente, reichten ihm aus – schließlich war er nur ein Halbdämon.

*

In Paris dauerten die Gespräche zwischen Trudeau und wichtigen Persönlichkeiten länger, als man voraussehen konnte.

Doch Mirakel nahm sich Zeit.

Es war längst nach Mitternacht, als Trudeau endlich nach Hause kam.

Seine Frau sagte etwas im Halbschlaf und machte ihm Vorwürfe, daß er so lange arbeitete.

»Es kommt nicht wieder vor, Cherie«, versprach er ihr, genau wissend, daß er dieses Versprechen nicht halten konnte.

Er zog vorsichtig die Tür zum Schlafzimmer zu und öffnete dafür die Balkontür.

Mirakel glitt durch die Luft, er hatte nur auf dieses Zeichen gewartet.

Marcel Trudeau ließ nur eine kleine Tischlampe brennen.

»Erzählen Sie mir über sich«, forderte er den Besucher auf, der ihm und Roger Parnasse das Leben gerettet hatte. »Und dann bitte, kneifen Sie mich – damit ich erkenne, daß Sie Wirklichkeit sind!«

Mirakel tat ihm den Gefallen. Marcel Trudeau verzog schmerzhaft das Gesicht.

»Können Halluzinationen – wehtun?« fragte er.

»Sicher gibt es das. Aber ich bin keine. – Fragen Sie nicht nach dem Woher, nach dem Wieso und Warum, Kommissar! Abgesehen davon, daß mein Französisch zu schlecht ist, um hier detaillierte Antwort zu geben, wäre es sinnlos, Ihnen meine Existenz plausibel machen zu wollen. Ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut wie Sie…«

»Der fliegen kann?«

»Das können sicher viele, aber sie erinnern sich bloß nicht mehr daran! Die Träume, die jeder durchmacht – in der Kindheit, in der Jugend – Träume vom Fliegen, was sind sie möglicherweise anderes als die Erinnerung der wandernden Seele an eine andere, frühere Existenz? Aber ich bin nicht hier, um mit Ihnen über übernatürliche Phänomene zu diskutieren. Die würden zu nichts führen. Nehmen Sie mich so hin, wie ich bin – auch wenn es noch so schwerfällt! Eines aber sollte Ihnen gewiß sein: Ich bedrohe Sie nicht, und Sie brauchen keine Furcht vor mir zu haben. Im Moment haben wir das gleiche Problem. Es geht um die Erscheinung der Gallertwesen, sie – ja, woher kommen sie eigentlich? Sie tauchen auf, bringen Menschen um, verschwinden wieder, tauchen erneut auf, holen sich die Leichen und nehmen auch gleichzeitig die Menschen mit, die sich ihnen in den

Weg stellen und dies zu verhindern versuchen. Wie und wann hat es angefangen?«

Diese Frage konnte Trudeau ebensowenig jetzt beantworten wie zu einem früheren Zeitpunkt.

»Francoise Value und Philipe Vrangeville waren die ersten, die unter rätselhaften Erscheinungen ums Leben kamen, Kommissar. Sie sollten nachprüfen, was dem Tod vorausging.«

»Sie haben mich schon mal darauf aufmerksam gemacht, und ich werde alles daransetzen, auch herauszufinden, ob dem Tod der beiden Merkwürdigkeiten vorausgingen.«

Sie gingen nochmals in größter Aufmerksamkeit alles durch, Mirakel stellte viele Fragen – aber Trudeau war in das geheimnisvolle Geschehen ebenso hineingeschlittert wie der Dyktenmann.

Mirakel kam es darauf an, so schnell wie möglich zu einem handfesten Ergebnis zu kommen, um das Wiederauftauchen der Qualligen zu verhindern. Um dies jedoch zu können, war es wichtig, herauszufinden, wie sie in diese Welt gekommen waren und woher sie stammten.

»Ich möchte mit Ihnen jederzeit in Kontakt bleiben«, sagte Mirakel zum Schluß. »Es ist möglich, wenn Sie sich ganz konzentriert auf mich einstellen. Bei Gefahr denken Sie intensiv an mich und stellen sich mich ganz konzentriert vor. Wo immer ich zu diesem Zeitpunkt sein werde, ich werde alles daransetzen, umgehend zu Ihnen zu kommen und den Kampf mit den Qualligen aufzunehmen. Wenn Sie auch nur den geringsten Hinweis für eine Mitschuld Francoise Values und Philipe Vrangevilles an der Anwesenheit der Qualligen hier in unserer Welt haben – dann versuchen Sie, mich hierherzurufen. Ich werde den Ruf hören und mich mit Ihnen in Verbindung setzen.«

Mirakel verließ die Wohnung. Er glitt in den nächtlichen, bewölkten Himmel der Seinestadt, und wie ein Götterbote aus einer anderen, unfaßbaren Welt nahmen ihn die Wolken auf.

Marcel Trudeau preßte die Augen zusammen und glaubte noch immer nicht daran, daß er nicht träume.

*

Trbhot, der Herr aus dem Mikrokosmos, meldete sich.

»*Er stellt eine Gefahr dar. Ich habe ihn gesehen, gespürt… seine Sinne sind uns gegenüber feindlich eingestellt. Ihr wißt, was ihr zu tun habt. Ich bin der Herr, ich bin euer Leben. Geht dorthin, wo er lebt! Bringt ihn zu mir!*«

*

Die kleinen, punktgroßen Geschöpfe gehorchten.

Sie waren Teil dieses Körpers, der sie mit Leben, Energie und Geist versorgte. Sie waren besessen und beseelt von IHM, von Trbhot.

Schnell bewegten sich die winzigen Punkte. Sie waren nicht mikroskopisch klein, man hätte sie mit bloßem Auge wahrnehmen können, wäre jemand auf die Idee gekommen, genau hinzusehen.

Aber wer legte sich schon an den Rand des Bürgersteigs und starrte in die Gosse? Wer hatte einen Blick dafür, winzige, kaum wahrnehmbare grau-weiße Punkte zu beobachten, die an Autoreifen klebten und durch die Ritzen von Taxis und Autos krochen, die sich Richtung Flughafen Orly bewegten?

Und wer konnte schon sehen, daß diese Punkte ein bestimmtes Ziel vor Augen hatten, daß sie intelligent waren und sich nicht treiben ließen?

Die Punkte kamen nach Orly. Es waren mehrere hundert, die in eine ganz bestimmte Maschine gelangten, deren Ziel der Rhein-Main-Flughafen in Frankfurt war.

Die Qualligen wußten das.

Auf Gepäckstücken und mit bloßen Händen, auf der Kleidung der Passagiere wurden sie wie Schmarotzer mitgetragen.

Die Qualligen blieben klein, und so wußte niemand an Bord der Caravelle, die in dieser Nacht noch abhob, welche Fracht da mitflog.

Der Tod war an Bord, der explosionsartig wie eine aufschlagende Bombe eintreten konnte.

Aber der Tod zeigte sich nicht. Trbhots Pläne sahen ganz anders aus.

*

In dieser Nacht fuhr ein Streifenwagen der Polizei durch die Gasse, in der Professor Ronald Wolfe hinterrücks ermordet worden war.

Die Beamten waren telefonisch davon verständigt worden, daß vor einer Pizzeria Jugendliche eine Schlägerei austrugen.

Als der Wagen kam, war die Schlägerei zu Ende und die Burschen verschwunden. Irgendwie hatten die Kerle Wind von der Annäherung des Polizeifahrzeugs bekommen.

Die Beamten fuhren langsam durch die Gasse und verließen dann den Wagen, um die Straße hinunterzugehen.

Durch Zufall fiel dabei der Blick eines Mannes auf den Gully. Dort schimmerte es silbern. Er bückte sich und zog die Kette hoch, an der ein farbiges, mit unbekannten Symbolen versehenes Amulett hing.

»Da hat einer was verloren«, murmelte der Uniformierte.

»Nehmen wir’s mit aufs Revier«, bemerkte der andere.

Es war das Amulett des Professors aus New York. Aber das wußte

noch niemand.

*

Obwohl er erst sehr spät in der Nacht nach Hause kam und dringend Schlaf gebraucht hätte, nahm Frank Morell alias Mirakel sich nicht die Ruhe.

Er war zu aufgewühlt, um jetzt schlafen zu können.

So setzte er sich morgens um drei Uhr noch an seinen Schreibtisch und nahm sich das »Buch der Gesichte…« des Mönchs Claudius wieder vor.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß er vielleicht etwas übersehen haben könnte, das wichtig werden konnte für ihn. Etwas, das ihnen in irgendeiner Form weiterhalf.

Claudius Johannitus Ellerbrecht hatte für viele Dinge Erklärungen gefunden oder Lösungen angeführt.

Kamen die Qualligen in irgendeinem anderen Bericht, den er bis jetzt noch nicht in diesem dicken Folianten entdeckt hatte, doch nochmal vor?

Er blätterte Seite um Seite weiter, und seine Augen brannten wie Feuer.

Es war schwierig, den Text zu lesen, der in einer so alten und schwülstigen Sprache abgefaßt war, und die Stelle zu suchen, die ihm eventuell dienen konnten.

Er war müde und abgespannt, und es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren.

Es kam ihm so vor, beobachtet zu werden. Einmal drehte er sich auch herum und warf einen Blick zurück durch das Fenster auf die andere Straßenseite.

Da war das Gefühl wieder verschwunden.

Es war wohl besser, wenn er sich endlich hinlegte. Der Tag war zuviel gewesen für ihn.

Obwohl er jetzt eine Randbemerkung entdeckte, die ihn an eine äußerst interessante Textstelle führte, war er nicht mehr imstande, den Sinn der Ausführungen klar in sich aufzunehmen.

Er las einen Satz zwei- bis dreimal und wußte schließlich doch nicht mehr, was er gelesen hatte.

Claudius sprach von den »haploiden« oder den »Halbdämonen«, die Anhänger auf der Erde suchten, die menschliches Aussehen besaßen, ihre Seelen aber dem Satan verkauft hatten. Sie waren auf ewig Verdammte, die nur einen Lebenssinn hatten: andere zu verführen, Seelen vom rechten Weg abzubringen oder Gleichgesinnte zu treffen und zu beeinflussen.

Sie starben keines natürlichen Todes, denn sie waren schon Tote,

Seelenlose, die keine Gefühle mehr aufbrachten. Sie beschäftigten sich mit magischen Versuchen, um Geister und Hilfswesen herbeizulocken, die Angst und Schrecken verbreiten sollten.

Das alles las er in einer umständlich verfaßten Sprache, ohne den rechten Sinn jetzt noch dafür aufzubringen.

Es war schon nach vier, als er sich endlich ins Bett legte.

Das »Buch der Geschichte…« ließ er aufgeschlagen auf dem Tisch liegen.

Er dachte an die Qualligen, an Claudius Johannitus Ellerbrecht, an die Ereignisse damals um 1640 herum und an Marcel Trudeau, der den Alptraum seines Lebens durchgemacht hatte.

Die Ereignisse paßten kaum in das zwanzigste Jahrhundert, und aufgeklärte Menschen wehrten sich einfach zu glauben, daß es gewisse Dinge, die man irgendwann mal in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit als wahr und später schließlich als falsch erkannt zu haben glaubte, doch noch geben konnte.

In seinem Kopf drehten sich Fragen und Erkenntnisse, Personen und Bilder wie ein Karussell. Er schlief nur sehr unruhig und hatte den Wecker bis zum Anschlag aufgezogen, um sicher zu gehen, um sechs Uhr auch wirklich wach zu werden.

Er fuhr manchmal zusammen, wachte auf und meinte eine Stimme gehört zu haben. Dann kam es ihm wieder so vor, als wäre ein dunkles Augenpaar auf ihn gerichtet. Ganz deutlich spürte er eine Gefahr. Drüben im Haus war jemand!

Diesen Gedanken empfand er nur drei Sekunden lang und reihte ihn in seine Schlaf- und Halbtraumwelt ein, in der sein Bewußtsein zur Zeit schwand.

Dazu gehörte auch die Stimme des Mönchs, den er vor sich sah in seinem einfachen grobleinen Büßergewand.

Claudius Johannitus Ellerbrecht saß vor dem Eingang seiner Einsiedlerklause, die eine primitive Höhle war.

Eine unendliche Ruhe ging von den dicht belaubten Wipfeln der Bäume aus und vor dem sanften, goldenen Licht der Sonne, das durch das Blätterdach fiel und sich auf dem Gesicht des bärtigen Mannes mit den weisen Augen spiegelte.

»Sie waren schon immer da… und es wird sie immer geben«, sagte er freundlich und nachdenklich, und die Augen des Mönchs nahmen die Augen, die ihn gierig und sezierend anblickten, einfach fort und übernahmen deren Form und Farbe, in denen er für Bruchteile von Sekunden etwas Raubtierhaftes, Teuflisches hatte aufblitzen sehen. Nun war nur noch Ellerbrecht da. »Sie kommen aus dem Reich des Mikrokosmos. Sie können fühlen, hören und sehen – und denken. Sie sind kleiner als Bakterien, aber in seiner unergründlichen Allmacht und Schöpferfreude hat der Herr jedem Leben eine Absicht, einen Sinn

mitgegeben. Es gibt das Gute im Makrokosmos wie im Mikrokosmos. Ich glaube für mich erkannt zu haben, daß es dort, wohin die Schärfe unseres Blicks nicht mehr reicht, auch noch Leben gibt. Kleinstlebewesen, die sich unserem Auge entziehen…«

Im Schlaf, da ihm praktisch alle Texte, die er intensiv studiert hatte, nochmal in der Stimme des Mönchs vorgesprochen wurden, wurde ihm bewußt, welche gewaltigen Kenntnisse dieser Mann damals schon gehabt hatte. Ellerbrecht war seiner Zeit weit voraus!

»Ich gehe so weit zu behaupten, daß der Mikrokosmos gute und schlechte Geschöpfe hervorgebracht hat wie der Makrokosmos, daß der Abfall Luzifers, der sich vom Licht abwandte, sowohl im Makrokosmos wie im Mikrokosmos seine Spuren hinterlassen hat. Es gibt Kräfte, die über die Grenzen hinausragen, und es gibt Menschen und Quallige, die über teuflische und magische Fähigkeiten verfügen, um auf diese wie auf der anderen Welt Unheil und Unfrieden zu stiften.

Die Qualligen kommen aus dem Unsichtbaren – aber sie sind keine Unsichtbaren, sie haben Form und Gestalt und Geist. Sie sind die Menschen der Mikroweit, auch wenn sie uns nicht im entferntesten ähnlich sehen. Doch lassen wir unseren Blick doch nur mal in unsere unmittelbare Umgebung schweifen. Was sehen wir da? Die Tierwelt in Wald, Feld und Flur… die Käfer und Spinnen, die Vielfalt der Raupen und Schmetterlinge, der Vögel… die Fische im Teich und in den fließenden Gewässern… sind die Namen der Arten nicht Legion? Und bringt unsere eigene, sichtbare Umwelt nicht schon zahllose Geschöpfe hervor, die sich nicht im geringsten ähnlich sehen? Betrachten wir uns doch selbst! Gleicht ein Mensch denn dem anderen? Was die Welt des für uns Nichtwahrnehmbaren für die Qualligen ist – ist die Welt des Wahrnehmbaren für uns Menschen.

Mensch und Quallige sind verschieden, haben verschiedene Auffassungen. Die Qualligen kamen, um zu töten. Ist das der Sinn ihres Daseins? Dann hat Luzifer, der Abgefallene, ganze Arbeit geleistet, und dann wird das Unheil aus einer Richtung kommen, von der die Menschheit nichts ahnt – weil sie für dieses Unheil keine Augen hat.

Verderben und Krankheit haben oft eine unbekannte Ursache. Sie kommen aus einer Welt zu uns, die wir nicht sehen können – aus dem Mikrokosmos? Ich glaube – ja.«

Das Bild des Mönchs verblaßte, und traumlos verging die Zeit. Aber einen tiefen, erholsamen Schlaf fand Frank Morell nicht. Und als der Wecker rasselte, da fühlte er sich bleischwer und wie zerschlagen, und es kam ihm so vor, als hätte er sich eben erst hingelegt.

Schon wieder Zeit zum Aufstehen?!

Er mußte ins Büro.

»Verdammter Mist«, entfuhr es ihm noch im Halbschlaf.

Er trat die Decke zurück und reckte die Arme. Die Augen hatte er noch gar nicht richtig geöffnet, aber durch die geschlossenen Lider nahm er das helle Tageslicht wahr, das durch das Fenster fiel.

Seine linke Hand berührte etwas Weiches, Schwammartiges.

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang er auf.

Drei, vier, fünf Quallige wuchsen plötzlich explosionsartig um ihn herum auf und engten sein Blickfeld ein.

Schleimige Ausstülpungen wurden ihm schmatzend entgegengeworfen.

Die Qualligen waren kein Traum! Sie wollten ihn phagozytieren…

Er fühlte den klebrigen Schleim wie ein Zentnergewicht auf seiner linken Schulter. Die Masse drückte ihn förmlich herab, und gleichzeitig wurde er nach vorn gesaugt.

Er wehrte sich verzweifelt.

Seine Füße versanken in der nachgebenden Gallertmasse. Die starren, kalten Glotzaugen blickten ihn hypnotisierend an, die peitschenden, fühlerartigen Auswüchse ließen die Luftmassen um ihn und die Quallenkugeln zischend zusammenfahren.

Morell fühlte sich geschoben und gezogen, gestoßen und von schwammigem Gewebe eingehüllt.

Der Mirakel-Stern!

Gewohnheitsmäßig lag er auf dem Nachttisch, greifbar nahe. Er erreichte ihn auch noch. Da steckte er schon über zwei Drittel in dem großen pulsierenden Leib und fühlte den ungeheuren Druck, der auf seinen ganzen Körper ausgeübt wurde.

Sein linker Arm steckte wie in Gelee, das zäh und klebrig war. Seine rechte Hand aber war noch frei. Er preßte den Stern an seine Brust.

Zu dem Druck, unter dem er glaubte, ersticken zu müssen, kam das Kribbeln, das wie Strom durch seine Adern und Nerven raste.

Sein Körper spannte sich. Die Müdigkeit war sofort wie weggeblasen. Die rote Haut bildete sich blitzschnell unter der flimmernden Aura des kosmobiologischen Kräftefelds.

Aus Frank Morell wurde wieder mal Mirakel, der Dyktenmann!

Damit standen ihm ganz andere Kräfte zur Verfügung, damit konnte er in einer Geschwindigkeit tätig werden, zu der er mit reiner Menschenkraft unmöglich in der Lage gewesen wäre.

Er war schnell, aber im gleichen Augenblick auch war der Übergang in den Leib der Gallertmasse erfolgt.

Mirakel wurde wie im Zentrum eines Orkans herumgewirbelt. Er gelang ihm, seine Lage zu stabilisieren.

Es gab keine Zweifel! Er befand sich inmitten des Körpers der Qualligen. Große, bewegliche Wanderzellen schwebten wie bizarre,

mit einer gelblichen Flüssigkeit angereicherten Lappen an ihm vorüber.

Die ganze Innenwelt war in Aufruhr, als würde sie heftig durcheinandergeschüttelt.

Er spürte die Vibrationen und die geringsten Bewegungen, und die wandernden, freien Zellen klatschten ihm um die Ohren. Große Blasen, die im Inneren der von außen her einfarbig aussehenden Plasmakörper in allen Regenbogenfarben schillerten, stiegen blubbernd auf, platzten und zerfielen in winzige Splitter, die sich irgendwann wieder an Spalten und dunklen, schwebenden Hohlräumen zusammenfanden und neue Blasen bildeten.

Er befand sich inmitten des Stoffwechsels einer ins Überdimensionale gewachsene Zelle, die ihn von allen Seiten hermetisch von der Außenwelt abschloß.

Es gelang ihm, Blasen, Gewebssplitter und pilzförmige Knollen, die auf breiigem Plasma wie auf einer Eisscholle heranschwammen, ohne Schwierigkeiten mit Händen und Füßen zur Seite zu stoßen. Das Innere der Kugel war sowohl mit einer flüssigen Substanz als auch mit Sauerstoff angereichert, der in Form großer Vakuolen auftrat.

Er war eingeschlossen von der Kugel, und es war nicht möglich, die halbdurchsichtige Hülle zu durchstoßen.

Dazu reichten auch seine Mirakel-Kräfte erstaunlicherweise nicht aus!

Die Erfahrung, die er in diesen aufregenden, alles entscheidenden Sekunden machte, warf alles über den Haufen, was er bisher als Mirakel erlebt hatte.

Er war unter dem Schutz der kosmobiologischen Aura verhältnismäßig sicher. Die Kraft aber, die er normalerweise daraus zog, reichte in diesem Fall nicht aus, die äußere Hülle des Geschöpfs aus einer anderen Welt zu sprengen. Er befand sich wie in einem Gefängnis, in dem er einige Schritte nach links, nach rechts, nach vorn und nach hinten tun konnte. Und dann stieß er gegen die massiven, unüberwindlichen Mauern.

Sobald er die Gewebelappen und Pilzknollen zur Seite geschaufelt hatte, konnte er durch die gelbliche Hautwand blicken, die ihn von der Außenwelt trennte.

Um die Konturen seines Zimmers außerhalb der Zellwand schärfer wahr nehmen zu können, preßte er sein Gesicht ganz dicht gegen das Hindernis.

Der Atem stockte ihm.

Der Tisch, der vor dem Fenster stand – und auf dem das ›Buch der Geschichte…‹ lag, kam ihm mit einem Male so groß vor.

Etwas stimmte mit der Perspektive nicht, er nahm sie verzerrt wahr. Die Platte des Schreibtisches lag genau auf der Höhe seiner

Augengrenze!

Und jetzt nicht mal mehr das…

Von einem Moment zum anderen geschah es.

Er war plötzlich nur noch halb so groß wie der Tisch! Er konnte nicht mehr die Platte erkennen.

Die Wände seines Zimmers kamen ihm fern und hoch vor – jetzt noch mehr. Der Schreibtisch vor ihm wurde zu einem Koloß, den er nur noch mit einer Leiter hätte besteigen können.

Das Fenster bildete eine riesige, lichtüberflutete Fläche, das weit weg war.

Ein Stöhnen entrann den Lippen des Eingeschlossenen.

Der Schrumpfungsprozeß der Qualligen, die aus dem Mikrokosmos gekommen waren – und nun dorthin zurückkehrten und ihn mitnahmen…

Im gleichen Maß wie sie schrumpften, schrumpfte er mit ein!

*

Sein Herz raste, Schweiß bedeckte seine Stirn, und er trommelte verzweifelt gegen die Wände. Er suchte in seinem Gefängnis in der Hoffnung, doch noch eine Stelle zu finden, die vielleicht weniger massiv war und seinem Ansturm nicht standhielt.

Er fühlte sich ebenso kräftig und ausdauernd und schnell wie sonst. Nichts an ihm war verändert, und er wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß die Größenverhältnisse sich verändert haben könnten, wäre da draußen die offenbar gleichbleibende Umgebung nicht gewesen, die er als Vergleich heranziehen konnte.

Der Tisch war ein Koloß, den er nicht mehr erkennen konnte. Wie ein Fels ragte er vor ihm auf, eine dunkle, bedrohlich wirkende Mauer, die kerzengerade in die Höhe führte.

Dann wurde die Welt um ihn herum seltsam dunkel. Jetzt erfaßte er nicht mal mehr die Lichtwellen, die von der Sonne durch das Fenster seiner Wohnung getragen wurden.

Die Welt um ihn herum wurde schummrig und grau. Er fühlte die Bewegung. Die Kugel, die ihn phagozytiert hatte, rollte davon, und er wurde als eingeschlossenes Teil mit in diese Bewegungen hineingezogen wie die Sauerstoffvakuolen, wie die Pilzschollen und Gewebefetzen.

Er war ein Teil dieses Körpers – und er war in diesem Moment kleiner als die punktgroßen Kugeln, die sich unter der Türritze seiner Wohnung durchschoben und dann an der Hausflurwand in die Tiefe krochen, um auf die Straße zu gelangen.

Der gleiche Weg, den sie gekommen waren, lag nun wieder vor ihnen. Sie brauchten nur alles im umgekehrten Sinn durchzuführen.

Dann würden sie bei Trbhot ankommen.

*

Frank Morell war als zuverlässig und pünktlich bekannt.

Als er um halb neun noch nicht im Büro war und auch keine Nachricht von ihm vorlag, glaubte jeder, daß Morell in einem Verkehrsstau steckte und nicht weiterkam.

Aber HR 3, der fast den ganzen Tag lief, gab keine dementsprechende Meldung.

»Da stimmt doch was nicht«, murmelte Alexandra Becker, die anfing, sich Sorgen zu machen. Im Büro war es ein offenes Geheimnis, daß die gutaussehende, charmante Vierundzwanzigjährige nicht nur eine Schwäche für schicke französische Kleider und das Parfüm ›Y‹ von Yves Saint-Laurent, sondern auch für den sympathischen Morell entwickelt hatte. »Ob wir mal die Polizei anrufen?«

Sie sah Petra an.

Die kleine runde Dicke wollte antworten, steckte aber gerade heimlich eine Praline zwischen ihre Zähne und lief rot an, weil sie dabei ertappt wurde. Petra, die in ständigem Kampf mit ihren Pfunden lag, hatte Anfang der Woche versprochen, nicht die geringste Nascherei zu sich zu nehmen.

Alexandra, die wußte, wie schwer es ihre Kollegin hatte, tat so, als merkte sie nichts.

Hans Bogner, der dritte im Konstruktionsbüro ›Gering und Krollmann‹ tat so, als hätte Alexandra die Frage an ihn gerichtet.

»Man muß immer damit rechnen, daß etwas passiert sein kann. Hätte er 'ne Panne gehabt, würde er längst angerufen haben… Aber so…« Er zuckte die Achseln und wirkte ernst. Sie kannten sich alle hier schon länger und hatten ein gutes Verhältnis zueinander gefunden. Sie wußten, was sie von sich zu halten hatten und das unentschuldigte Fernbleiben Morells paßte eben einfach nicht in das Bild, das man sich von diesem Kollegen machte.

»So kann's doch ein Unfall gewesen sein. Ich geb' der Biene mal einen Tip«, entschloß Alexandra sich, Bogners Gedankengänge unbewußt fortsetzend.

›Biene‹ war im Büro beschäftigt, erledigte Buchhaltung und Korrespondenz und nahm die Telefonate entgegen.

Sabine, wie sie in Wirklichkeit hieß, rief bei der Polizei an. Da wußte niemand etwas von einem Unfall.

»Versuch's mal bei ihm zu Hause«, flüsterte Alexandra durch die Tür, als fürchte sie, daß einer der beiden Chefs in der Tür dahinter etwas mitbekam. »Vielleicht schläft er noch…«

»Aha, das schlechte Gewissen«, bemerkte der blonde, schlaksige

Bogner, der immer aussah wie ein großer Junge und dem man seine dreiunddreißig Jahre nicht ansah. »Wohl gestern mit ihm ausgewesen?«

»Das Wochenende liegt noch vor uns. Wir haben heute erst Donnerstag«, konterte Alexandra.

»Wenn er wirklich verschlafen hat, dann kann ich ihn nur beneiden«, grinste Hans Bogner, der das Ganze von der heiteren Seite zu sehen begann. »Dann hat er einen Schlaf wie ein Murmeltier.«

Zu Hause meldete sich niemand.

Um elf Uhr fragte Herr Krollmann zum ersten Mal nach Frank Morell, obwohl er bei seiner Ankunft das Fehlen des Mitarbeiters des Konstruktionsbüros bereits registriert hatte.

Er fragte, ob jemand wisse, warum Morell nicht an seinem Arbeitsplatz erschienen war.

Niemand war informiert.

Es hieß abwarten. Je länger Morell blieb, desto ungewöhnlicher wurde die Tatsache, daß er bisher nicht angerufen und sein Fernbleiben begründet hatte.

Da mußte irgend etwas vorgefallen sein, das jeden normalen Rahmen sprengte.

Und das war es in der Tat!

Aber davon ahnte bei ›Gering und Krollmann‹ kein Mensch etwas…

*

Frank Morell alias Mirakel befand sich in Paris, doch das wußte er nicht.

Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, seitdem er sich in dieser schummrigen, blasenwerfenden und gurgelnden Plasmawelt befand, die ihn eingeschlossen hatte wie einen Fremdkörper.

Er ahnte bis in die letzte Konsequenz, was geschehen war, und er konnte nicht fassen, daß es überhaupt keine Chance für ihn geben sollte, das Ruder noch mal herumzureißen.

Doch selbst wenn es ihm gelungen wäre, jetzt die Zellwand zu durchstoßen – was für einen Sinn hätte das gehabt?

Er war mikroskopisch klein, winziger als ein Staubkorn, kein Mensch würde ihn jemals wahrnehmen!

Für die Welt der Menschen – existierte er einfach nicht mehr!

Seltsam war, daß jetzt, da soviele Gefühle und Stimmungen ihn erfüllten, der so intensiv durchgearbeitete Text des Mönchs Claudius Johannitus Ellerbrecht ihm trotzdem noch in den Sinn kam.

Ellerbrecht hatte schon damals davon geschrieben, daß er es nie verstehen konnte, daß es Menschen gab, die angeblich spurlos verschwanden und sich nie wieder meldeten.

In erster Linie dachte man dabei an ein Verbrechen, an einen Unfall an unzugänglichem Ort, wo ein einsamer Wanderer abgestürzt oder auf sonst eine unnatürliche Weise zu Tode gekommen war. Solche Dinge hatte es schon immer gegeben – solche Dinge gab es auch heute noch. Aber erstaunlich hoch waren auch die ungeklärten Fälle Verschwundener, die sich nach angeblichen Augenzeugenberichten vor den Augen von Freunden aufgelöst hatten oder einfach in der Erde versunken waren.

Ellerbrecht vertrat die Ansicht, daß auch hier »die Qualligen« möglicherweise in einer frühen Entwicklungsphase gewissermaßen Menschen einfingen und sie aus irgendeinem unerfindlichen Grund mit in ihre Welt nahmen.

Parallelen im Paris dieser Zeit! Francoise Value und Philipe Vrangeville machten den Anfang. Aber bei ihnen ging etwas schief. Sie verschwanden nicht, sie wurden getötet. Noch ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, kehrten die Qualligen in das Leichenhaus zurück und holten sich die »vergessenen« Opfer. Dabei nahmen sie den diensthabenden Angestellten Frelon mit, phagozytierten noch zwei Polizeibeamte, die nach dem Rechten sehen wollten und schließlich einen Mitarbeiter Marcel Trudeaus.

Alle diese Menschen waren auch – in übertragenem Sinn – »im Erdboden« versunken. Konnte man nicht auch so die alten Berichte auslegen?

Und nun hatte es also auch ihn erwischt.

Bald würde er am eigenen Leib verspüren, was seine Vorgänger durchgemacht hatten, was aus ihnen geworden war.

Wo er sich wohl jetzt befand?

Nur eines war ihm klar geworden: seitdem er zu mikroskopischer Größe zusammengeschrumpft war, nahm der Bewegungsfluß des Plasmas kein Ende mehr. Der winzige Gallertkörper, in dem er als noch Kleinere Winzigkeit eingeschlossen war, bewegte sich rasch, fließend und unablässig. Und eines war unvorstellbar: so winzig der »Quallige« auch war – er war von Geist erfüllt. Er tat offenbar nichts zufällig. Hinter allem steckte System, Absicht.

Aber so verwunderlich war das eigentlich gar nicht mal, mußte er sich gleich darauf sagen, wenn er sich seine eigene, unfaßbare und unglaubliche Situation vor Augen hielt.

Auch er war nur groß wie ein Bazillus. Und er hatte ein Hirn. Aber ob man diese Überlegungen so einfach übertragen konnte? Schließlich war er ein Mensch und in dieser Gestalt mit seinem gesamten Organismus einem wahnwitzig schnellen und schmerzlosen Schrumpfungsprozeß unterzogen worden.

Hier mußte man doch andere Maßstäbe anlegen.

Andererseits wußte er nichts über die Plasmawesen, die in diese

Welt eingefallen waren und sich in der Größe der beherrschenden Gattung angepaßt hatten.

Es war schließlich auch möglich, daß die Qualligen einst aus dem Makrokosmos kamen und in den Mikrokosmos eingingen. Lebendes, denkendes Plasma… dann hätten Mensch und Quallige dieselbe Wiege gehabt?!

Seine Gedankengänge brachen ab, als die Situation sich änderte.

Das Licht, das plötzlich von irgendwo herkam, irritierte ihn.

Er fiel nach vorn. Die Plasmawand, die wie ein Gefängnis für ihn war, bildete einen trichterförmigen Auswuchs, eine Öffnung – nach draußen?

Mirakel kroch nach vorn, während durch den schlauchförmig sich verändernden Leib wurmartige Bewegungen gingen, die ihn förmlich herauspreßten.

Er kullerte über den Boden.

Sein unheimlicher Feind gab ihn frei!

Der Untergrund war glatt und schimmerte in einem rosa-perlmuttfarbenen Ton.

Rundum sah er eine Welt, die ihn sofort wissen ließ, daß es nicht mehr die Welt war, aus der er kam.

Er befand sich im Mikrokosmos, im Reich Trbhot, des Herrn.

Und dann sah er ihn!

Mirakel lag noch am Boden, blickte von unten herauf langsam in die Höhe… höher und höher… und sein abtastender, analysierender Blick wollte kein Ende nehmen.

Ein gallertartiger Schleimberg, der rhythmisch pulsierte, hockte wie ein unüberwindlicher Berg lebenden Fleisches vor ihm.

Trbhot, der Herr, war eine Bestie!

*

Das Aussehen Trbhots schüttelte ihn, und doch konnte er den Blick nicht von dem unheimlichen Geschöpf wenden.

Trbhot war ein Koloß im Vergleich zu ihm. Er ragte wie ein lebender Berg in den Himmel, der eine dunkelviolette Farbe hatte.

Trbhot lief nach oben hin kegelförmig zu. Seine Beine waren nur angewachsene, verkümmerte Stümpfe, seine Arme klebten eng am Körper und er konnte die kurzen, fleischigen Plasmafinger nur mühsam bewegen. Auf den breiten, wulstigen Schultern, die ohne Halsansatz waren, saß ein massiger, wulstiger Schädel.

Trbhot hatte ein breites, viehisches Maul, eine flache, schwabbelige Nase und riesige Augen.

Die waren kohlrabenschwarz und wirkten eher wie Löcher in die Unendlichkeit. Sie hatten keine Netzhaut und keine Pupillen.

Zwei gewaltige Hörner ragten aus dem breiten Schädel, eines nach links, eines nach rechts. Darüber hinaus gab es ein drittes, dickeres, kurzes Horn, das aus dem Hinterhaupt ragte. Die Besonderheit an diesem Horn war, daß es von einem Ring umgeben war, der sich in langsam kreisender, rhythmischer Bewegung befand.

Unwillkürlich wurde Mirakel beim Anblick dieses vielschichtigen Rings an den Planeten Saturn erinnert.

Langsam richtete Mirakel sich auf und sah sich in der Runde um.

Von der Seite glitten große Plasmakugeln um Trbhot herum und bildeten einen dichten, unüberwindlichen Kreis vor dem Herrn dieses Reiches.

Die Plasmakugeln waren im Vergleich zu Morell dreimal so groß und bildeten geradezu einen Schutzwall vor dem etwa fünfzigfach größeren Hauptwesen.

Im Hintergrund sah Mirakel bizarre, spiralförmige Gebäude mit großen Aufgängen, gewundene Rampen, die Treppen ersetzten. Dort gingen die Qualligen ein und aus. In diesen unheimlich aussehenden Turmbauten lebten sie.

Die Fensternischen waren halbrund und oval, die Türme wirkten, als wären sie aus erstarrter Lava entstanden, die irgendwann mal aus dem Boden hervorgequollen war.

Die bizarren, spiralförmigen Wohntürme standen in kleinen Gruppen beisammen, ohne im eigentlichen Sinn eine bestimmte Anordnung zu zeigen.

Die Stadt im Mikrokosmos hatte verwinkelte Gassen und schattige Ecken, unendlich viele dunkle Straßen, die sich durch die Stadt schlängelten und bis zum fernen Horizont der Ansiedlung reichten, die so groß war, daß er sie nicht überblicken konnte.

Ein reges Leben herrschte in dieser namenlosen Stadt, in die man ihn entführt hatte.

Mirakel wandte den Blick und starrte hinauf zu den schwarzen, ins Unendliche weisenden Augenhöhlen des Gigantischen, der alles hier beherrschte.

»Warum habt ihr mich geholt?« rief er, und seine Stimme hallte machtvoll über den freien Platz, der inmitten der Mikrokosmosstätte lag. »Was bezweckt ihr damit? Wer hat euch gerufen, wer veranlaßt euch, dies zu tun?«

Glotzaugen starrten ihn an. Fühler peitschten aufgeregt.

Keine Antwort!

Dafür ein markerschütternder Schrei, der aus einem der Türme kam.

Eine menschliche Stimme!

Mirakel gab sich einen Ruck.

Der Schrei kam aus einem düsteren Spiralturm, nur einige Schritte

von seinem Standort entfernt.

Mirakel eilte darauf zu. Aus dem Turm ertönte Tumult. Eine dunkle Gestalt tauchte an einem der bizarren Fensterlöcher auf und versuchte sich nach außen zu stürzen.

Es war ein junger, bleicher Mann, dem die Haare wirr ins Gesicht hingen und der aussah, als würde er jeden Augenblick den Verstand verlieren.

Es war Aristide, der junge Assistent von Marcel Trudeau aus Paris.

Er hatte die Phagozytose überstanden und war ebenfalls hierher in das Mikroreich entführt worden.

Plasmaausstülpungen trafen ihn aus dem Hinterhalt und zogen ihn in den dunklen, fremdartigen Raum zurück.

Da stieß Mirakel sich ab.

Er warf sich förmlich der bizarren Fensteröffnung entgegen.

Das erste, was er sah, war eine Ansammlung von Qualligen, die ihn hier im Mikrokosmos um das Doppelte bis um das Dreifache überragten.

Die Menschen waren hier auf dieser Seite der Wirklichkeit wie Zwerge für sie.

Die Qualligen bildeten einen dichten Kreis um den jungen Franzosen, der aus seinem Alptraum nicht mehr herauskam.

Wie ein Pfeil von der Sehne schnellt, so jagte Mirakel den drei schleimigen Gallertwesen entgegen.

Mit voller Wucht trat er das eine beiseite und warf sich schon wieder herum, ehe er angreifbar wurde, und knallte mit beiden Armen gleichzeitig auf einen zweiten Qualligen, der daraufhin gegen die dunkle, von bizarren Reliefs überzogene Wand prallte.

Die klebrigen Fühlerenden wackelten in der Luft herum und verfehlten Aristide, den sie ursprünglich damit festhalten wollten.

Und der Grund, weshalb sie das taten, wurde ihm in diesem Moment auch hier…

Die Türme waren eine Art Tempel – zumindest war der hier einer. Die unappetitlichen und geheimnisvollen Reliefs erzählten wie die Kettenbilder der Ägypter die Geschichte dieses rätselhaften Mikro-Volkes.

Die Glotzaugen waren immer gemeinsam mit dem herrschenden gehörnten Wesen zu sehen, das übergroß in ihrer Mitte thronte, das die Fäden der Ereignisse und des Schicksals spann. Diese Fäden waren auch symbolisch dargestellt.

Mittelpunkt war der Riesenquallige, der die verkümmerten Hände vor der wulstigen Brust liegen hatte. Von den fleischigen, kurzen Fingerstummeln aus liefen lange dünne Streifen, die sowohl die Qualligen selbst als auch bestimmte in der Mikrostadt ablaufende Ereignisse gewissermaßen an der »Kandare« hielten.

Mirakel war so sehr mit der Befreiung Aristides befaßt, daß er auf die einzelnen Reliefs gar keine Konzentration verwenden konnte.

Es gelang ihm, den Franzosen aus der unmittelbaren Gefahrenzone herauszuziehen.

Aber dann waren die Qualligen schon wieder da, und der Kampf begann von neuem, und Mirakel machte die gleichen Erfahrungen wie in der Leichenhalle von Paris: Die Gallertgeschöpfe waren nicht verletzbar und unsterblich. Er teilte harte Schläge aus und schleuderte die Angreifer mit voller Wucht gegen die Reliefwände. Sie hätten diese massive Macht einfach nicht unbeschadet überstehen dürfen.

Aber hier stimmten die Gesetze nicht mit seinen Erfahrungen überein.

Lebender Stoff konnte doch nicht so ohne weiteres wie eine tote, elastische Plastikmasse reagieren.

Das widersprach jeglicher Vernunft, jeglicher Gesetzmäßigkeit des Lebendigen.

Er riß den völlig verstörten Franzosen herum und zog ihn mit sich in einen nachfolgenden Tempelraum, der größer, aber ebenso düster war wie derjenige, in den er zuerst geraten war.

Auch hier waren Quallige zugegen.

Ihre Fühler hatten auch die Bedeutung von Freßwerkzeugen.

Mirakel erschauerte, als er sah, was die Herrscher dieser Mikro-Stadt verspeisten.

Die Endungen der Fühler gaben enzymauflösende Stoffe ab. Damit lockerten sie das starre Gewebe der toten Francoise Value und Philipe Vrangeville!

*

Die Fühlerenden lösten das Fleisch und das Knochengewebe.

Ob Lebende oder Tote – die Qualligen des Mikrokosmos lebten von den Menschen, die sie getötet oder entführt hatten. Und in übertragenem Sinn taten es die krankmachenden oder im schlimmsten Fall dadurch mordenden Bakterien in den wäßrigen Lösungen des menschlichen Körpers auch! Hier gab es eine Verbindung, eine Verwandtschaft.

Menschen, die verschwanden – wurden zur Nahrung für die Qualligen?

Nicht in allen Fällen stimmte diese einfache Maxime – aber sicher doch in vielen.

Die Gallertgeschöpfe ließen sich bei ihrem grausigen Mal nicht stören.

Mirakel und Aristide wurden verfolgt. Die drei Qualligen, die der Dyktenmann davon abgehalten hatte, sich auch Aristide vorzunehmen,

glitten schnell, pulsierend und aufgeregt ihre Freßfühler schwenkend durch den bizarren Durchlaß, der aussah wie die Einbuchtung einer Tropfsteinhöhle. Grotesk anzusehende Stalaktiten hingen an der dunklen Decke der Tempelräume und bildeten einen merkwürdigen, unheimlichen Himmel aus versteinerter Lava.

In der Ecke, in der ein altarähnlicher Aufbau stand, lag ebenfalls ein Mensch, der noch lebte. Es war André Frelon, der Wärter des Leichenhauses.

Offenbar hob man ihn auf für einen späteren Zeitpunkt, denn kein Qualliger kümmerte sich um ihn.

Die Räume, die alle auf einer Ebene lagen, waren durch Rampen von unten und oben zu erreichen, und von den bizarren Fensteröffnungen aus war ein Blick über den weiten Platz möglich, auf dem Trbhot thronte. Der dichte, schützende Plasmawall umgab ihn und wirkte so, als wäre dadurch zu verhindern, daß sich irgendetwas Feindliches dem Herrscher dieser glotzäugigen Geschöpfe nähern konnte.

Er mußte geschützt werden! Wie alle Könige und Herrscher in der Welt…

Mirakel hatte alle Hände voll zu tun.

Seine Gegner kamen von allen Seiten, von unten und oben, und er konnte nichts anderes tun, als sich jedesmal nur Luft zu verschaffen.

Im Endeffekt, das wußte er, würde er den kürzeren ziehen.

Irgendwann würden sich auch seine Kräfte verbrauchen. Irgendwann versiegte der Strom der kosmobiologischen Aura des Mirakel-Kristalls, und dann hatte er keine Gelegenheit, den Stern an jenen Ort zu geben, wo er die Kraft aus der Tiefe des Universums in sich aufnehmen konnte, wo alle Linien in einem Zentrum, in der Mitte des Kristalls, zusammenliefen.

Nur so lange konnte er praktisch Aristides und seinen sicheren Tod hinauszögern.

Den Geschöpfen dieser Mikrostadt, die eindeutig intelligente Züge aufwiesen und genau zu wissen schienen, was sie her taten, lag es nicht daran, Kontakt zu den Menschen aufzunehmen.

Sie handelten und beobachteten, und sie spielten mit dem Leben, das sie hierher entführt hatten. Wie eine Katze mit der Maus spielt, bis das Spielzeug sich nicht mehr bewegt. Dann wurde es entweder achtlos auf die Seite geschippt oder gefressen…

Hier in diesen bizarren Tempeltürmen schien das zweite an der Tagesordnung zu sein.

Spuren der makabren Mahlzeiten, die die Qualligen schon gehalten hatten, gab es jedoch nicht mehr, die diese Vermutungen hätten beweisen können.

Spurlos lösten die Stoffe aus den Fühlerenden alles auf, ob Fleisch

ob Knochen. Selbst Textil wurde verdaut.

Mirakel rollte über den Boden und flog gegen die Wand. Er befand sich in dem mittleren, dem größten Saal dieses Turmtempels, in den ihn Aristides Schrei gelockt hatte.

Boden und Decken wiesen zwei gigantische Reliefs auf.

Mittelpunkt war wieder der Herrscher-Quallige mit den drei Hörnern, und dünne Fäden gingen von seinen Händen aus, die seine Macht über alles Lebende und Tote hier demonstrierten.

Was der Quallen-Herrscher jedoch diesmal an den Fäden führte – das waren weder seine Untergebenen noch sonst irgendwelche Gefangenen, die er gemacht hatte.

In beiden Fällen zeigte das Relief einen – Dykten, der an den dünnen Fäden hing, die aus den fleischigen Fingern des Mikro-Herrschers kamen.

*

Mikrokosmos und Dykten!

Die Rasse, auf deren Welt er sein erstes Dasein erlebte, ohne sich allerdings im einzelnen daran erinnern zu können, kannte die Qualligen und hatte schon Kontakt mit ihnen gehabt. Und die Qualligen hatten seit jeher mit den Ankömmlingen gespielt wie mit Puppen.

Der Dykte auf dem Relief war eine starke, markante Erscheinung mit hohen Wangenknochen und tiefliegenden, durch dicke Brauen betonte Augen.

Der Mikrokosmos-Herrscher dieser Stadt hatte offenbar bewiesen, daß es nichts gab, was ihm gefährlich werden konnte.

Und plötzlich kam Mirakel etwas zu Bewußtsein.

Das Verhalten des Herrschers störte ihn.

Überall zeigten die Reliefs die Macht des Gallertkolosses. In den Hintergrund traten dabei die Qualligen, die die wirkliche Arbeit leisteten.

Sie schützten den Herrscher und schirmten ihn ab, als drohe ihm Gefahr…

Es war nur ein Gedanke, der sich ihm aufdrängte.

Aber dieser Gedanke zwang ihn zum Handeln.

Der Herrscher konnte schwach und verwundbar sein – während seine »Soldaten«, die Qualligen, wie ein Panzer waren…

Es packte ihn wie im Fieber.

Da gab es kein langes Überlegen.

Er warf die Arme nach vorn. Im gleichen Augenblick schnellte sein geschmeidiger Körper katzenhaft und schwerelos in die Höhe. Er trat voll gegen die Qualligen, die sich ihm entgegenstellten, und

schleuderte sie zurück an die Reliefwand. Die Gallertkörper prallten ab und schnellten wieder auf ihn zu. Aber da, wo er sich noch eben befunden hatte, war er nicht mehr.

Mit Aristide unter dem Arm jagte Mirakel schnell wie ein Blitz durch die bizarre Fensteröffnung, über das rosa-perlmuttfarbene Beobachtungsfeld mit dem massigen, unbeweglichen Herrscher in der Mitte.

Er jagte genau auf den Schädel zu, wo das mittlere Horn, wo der vielschichtige Ring langsam und rhythmisch kreiste.

Er sah, wie die Bewegung des Entsetzens und der Abwehr durch die Mauer der Qualligen ging, die den Schutzwall um Trbhot bildeten.

Die Körper dort unten schienen sich aufzublähen. Die Fühler reckten sich in die Höhe, um den Menschen aus der Luft herunterzuschlagen.

Aber Mirakel war zu hoch, um von den Fühlerendungen erreicht zu werden.

Sein Angriff galt Trbhot. Dessen riesige, schwarze Augenlöcher richteten sich ihm entgegen, und mit unendlicher Langsamkeit kamen die Armstummel des trägen, schutzbedürftigen Wesens in die Höhe, als könnten sie den Angreifer, der wie eine Hornisse heranjagte, verscheuchen. Aber Trbhot war zu massig und zu unbeweglich. Seine Arme kamen nicht mal bis in Höhe seines breiten Ungeheuermauls.

Die Qualligen waren abhängig von ihrem Hauptwesen. Was würde passieren, wenn er es verletzte, bedrohte – oder gar tötete? Waren sie dann ohne Führung – hilflos?

Mit voller Wucht kam er auf dem Schädel des Massigen an.

Mit der linken Hand stieß er gegen das hintere, von einem Ringwulst umkreiste Horn.

Was er erlebte, schockte selbst ihn.

Das Horn hielt den Druck nicht aus! Es sprang unter seinem Griff weg wie hauchdünnes, überempfindliches Glas!

Der Ringwulst flog im gleichen Augenblick auseinander, als sich fauchend ein nebelhaftes Gebilde aus der Hornöffnung entfernte und die Lust über dem breiten Bestienschädel zum Sieden brachte. Die Teile des Ringwulstes schillerten in sämtlichen Farben, und Mirakel und Aristide schienen in ein Regenbogenmeer eingetaucht zu sein.

Der Körper unter Mirakels Füßen begann zu zucken.

Das Maul schloß sich, und ein langer, qualvoller Schrei, wie er ihn noch nie gehört hatte, entrann der Kehle des Verletzten, nein – des Sterbenden!

Seine Vermutung war richtig gewesen: Trbhot, der Herr, war Hirn und Herz dieses Mikrovolks. Er war überempfindlich gegen jede Art von Berührung.

Er war das Leben, das auch den Untertanen, den Kugeligen, zufloß.

Die Symbolfäden waren die Lebensströme, die von ihm ausgingen.

Unsichtbare Bande knüpften die Qualligen, die in den Makrokosmos eingedrungen waren, an diesen Koloß hier im Mikrokosmos, der angab, irgendwann schon mal einen Dykten besiegt zu haben. Demnach war die Gestalt in der Roten Kleidung, versehen mit den Mirakel-Kristall, dem Mikrostadt-Herrscher nicht unbekannt – und er hätte wissen müssen, welches Risiko er einging, als er sich entschied, diesen Feind herüberzuphagozytieren.

Spiel mit der Gefahr? Oder hatte er vergessen, was passieren konnte?

Die Dinge entwickelten sich in einer unerwarteten Geschwindigkeit.

Trbhots Leib verlor Gase und Flüssigkeit, und die Wülste fielen knirschend in sich zusammen. Seine Oberfläche wurde rauh und rissig.

Mit Trbhot – starben die Gallertkugeln, die den Schutzwall bildeten.

Auch ihre Haut schrumpfte ein. Die unsichtbaren Lebensfäden waren mit dem Tod des Herrschers abgeschnitten.

Mirakels Blick irrte über den Platz und fing sich in den dunklen, gewundenen Gassen und an den bizarren Fensterlöchern.

Dort drängten sich die Qualligen. Sie versuchten aus dem Innern der Tempelstätten zu entkommen.

Es war gerade so, als würde ihnen der Sauerstoff in den Türmen plötzlich abgeschnitten, und sie drängten an die Fenster, um nach Luft zu schnappen.

Die grau-weißen Oberflächen wurden stumpfbraun, die starren Glotzaugen trockneten aus, die Fühler der Qualligen fielen in sich zusammen wie Insektenbeine, die abgeknickt wurden.

Nirgends mehr Bewegung…

Die Mikro-Stadt lebte nicht mehr…

Mit dem Tod des Herrschers, der eine wahrhaft zentrale Lebensfunktion innegehabt hatte, war das Leben für alle vergangen.

Die Qualligen und Trbhot, der Herr, waren tot – aber die Situation der Menschen hatte sich insofern nur dahingehend geändert, daß die Gefahr, von den Feinden verfolgt und aufgefressen zu werden, beseitigt war.

André Frelon wurde von Mirakel hinaus auf den großen rosa-perlmuttfarbenen Platz geholt.

Frelon bekam von alldem nichts mit. Er befand sich wie in einem Koma.

Aristide hockte mit gekreuzten Beinen wie ein Yogi auf dem Boden, trommelte mit den Fingern auf die ›Erde‹ und starrte mit aufgerissenen Augen in eine unwirkliche Ferne.

Er stand unter einem Schock und war nicht ansprechbar.

Mirakel hatte keinen Grund, zufrieden zu sein mit seiner Aktion. Er hatte sie sich anders vorgestellt. Er hatte gehofft, die Bedrohung nur anzudeuten. Er hatte nicht ahnen können, daß die Reaktion so mimosenhaft erfolgen könnte.

Was wäre besser gewesen: aufgefressen von den Qualligen und damit ein schnelles Ende gehabt zu haben – oder nun bis auf weiteres im Mikrokosmos gefangen zu sein, bis das Schicksal es gnädig mit ihnen meinte?

*

Er war ein Mensch, der ständig aktiv sein mußte, der nach Möglichkeit nichts dem Zufall überließ.

Vielleicht fand sich etwas in den Turmtempeln, ein Hinweis auf frühere Gefangene, ein Hinweis auf einen Fluchtweg – in den Makrokosmos?

Er wußte selbst, daß seine Gedanken ein bißchen weit gingen, aber außer der Hoffnung, vielleicht doch noch etwas ändern zu können blieb ihm nichts mehr anderes zu tun.

Die ausgetrockneten Toten lagen in den Gassen und auf dem rosa-perlmuttfarbenen freien Platz.

Es kam ihm so vor, als wären sie inzwischen weiter geschrumpft.

Da registrierte er, daß die Tempeltürme kleiner geworden waren.

Das Schicksal meinte es gut mit ihnen, den im Mikrokosmos Gefangenen!

Trbhots Geist herrschte nicht mehr und mit dem Verlöschen der mächtigen, bestimmenden Gedanken schienen sich auch die Umstände zu verändern, die Trbhot für seine Geschöpfe und für sein Milieu geschaffen hatte.

Er konnte es kaum fassen. Aber er wurde ständig größer! Er wuchs!

Zwischen den im Verhältnis zu ihm kleiner werdenden Tempeltürmen und den ausgetrockneten Kadavern waren Frelon und Aristide und er schon Riesen!

Zwischen den winzigen, spiralförmigen Gebäuden schimmerte es feucht.

Er nahm Wasser wahr – und lief darauf zu.

Ein Meer?

Das Wasser umspülte seine Füße, rauschte heran und stand ihm bis an die Knie… Und im nächsten Moment baute es sich ab, als ob es im Boden vor ihm versickern würde.

Aber das war nicht so!

Er war es, der wuchs – und das, was er für ein Meer gehalten hatte, war im nächsten Moment nur noch eine Pfütze für ihn.

Er wuchs und die Farbe des Himmels veränderte sich um ihn herum. Die Tempeltürme waren so gut wie verschwunden, und er sah Schatten und Lichtreflexe und eine dumpfe Stimme, die die Luft erbeben ließ.

Er wankte zurück. Da war plötzlich eine Wand.

Schimmerndes Glas!

An ihm wuchs er empor.

Das Glas entpuppte sich als ein Aschenbecher, der neben einer feuchten Lache stand.

Und die Schatten entpuppten – sich als Menschen, die noch so groß waren, daß er die Gesichter über sich registrierte wie die zerklüftete Oberfläche eines Mondes, der direkt über ihm seine Kreise zog…

*

»Kommissar!« rief Roger Parnasse und schüttelte heftig den Kopf, weil er nicht fassen konnte, was er sah. »So sehen Sie doch! Mon Dieu, was ist das?!«

Die beiden Männer von der Sûreté standen vor dem kleinen Tisch in der Wohnung der ermordeten Chansonette, wohin sie gegangen waren, um nach den Aufregungen der letzten Nacht nochmal gründlich alles durchzusehen.

Wenn hier in dieser Wohnung das Unheil begonnen hatte, mußte es auch seinen Grund haben.

Trudeau und Parnasse hielten den Atem an.

Auf dem Tisch vor ihnen – entstanden Menschen, wurden größer und größer.

»Der Fremde!« schluckte der Kommissar! »Monsieur Frelon… Aristide! Das gibt es doch nicht, das kann doch nicht wahr sein!«

Parnasse war unfähig, etwas darauf zu erwidern, und auch Trudeau fehlten die Worte, auszusprechen, was er jetzt dachte und empfand.

Aus den etwa fingergroßen Gestalten wurden Menschen, die ständig an Volumen und Größe zunahmen.

Zuerst waren sie etwa dreißig Zentimeter groß…

Dann fünfzig…

Zu diesem Zeitpunkt sprang Frank Morell alias Mirakel schon vom Tisch.

Aristide wurde wie ein Kind von Trudeau aufgenommen, ebenso der immer noch bewußtlose André Frelon, der vom Hinübergehen in diesen Teil seiner alten Welt nichts mitbekam.

Aber das war noch nicht alles, was Trbhots Welt freigab.

Die Leichen von Francoise Value und Philipe Vrangeville folgten

nach, nahmen ihre volle Größe an und blieben reglos auf dem Boden vor den sprachlosen Menschen liegen.

*

Trudeau tat, was er tun konnte.

Er forderte zwei Krankenwagen an.

Aristide erkannte seinen Vorgesetzten und seinen Kollegen Roger nicht. Noch immer zeigten sich die Nachwirkungen eines intensiven Schocks, was verständlich war.

Er wurde gemeinsam mit Frelon in das nächste Krankenhaus eingeliefert.

In der Zwischenzeit hatte Mirakel so viel berichtet, wie zum Verständnis der Dinge notwendig war.

Erst recht standen jetzt tausend Fragen im Raum, aber Trudeau begriff, daß ihre Beantwortung auch das Ungeheuerliche deshalb nicht begreifbarer gemacht hätte.

Man mußte die Dinge hinnehmen. Verstehen konnte man sie nicht.

Und daß sie Wirklichkeit waren, das bewies die Tatsache, daß die beiden verschwundenen Leichen aus dem Leichenhaus hier in der Wohnung wieder aufgetaucht waren.

Mirakel betrachtete den glatten Marmortisch, auf dem der Rest einer wäßrigen Flüssigkeit fast eingetrocknet war.

»Der Tisch und die Flüssigkeit – das war die Welt der Qualligen gewesen«, murmelte er fast wie im Selbstgespräch vor sich hin. »Wie aber sind sie hier hereingekommen?«

Er wandte den Blick in Richtung Fenster. Er spürte einen bedrohlichen Einfluß, der jedoch nicht mehr so intensiv war, der sich abschwächte, als hätte er über einen längeren Zeitraum viel stärker bestanden.

Die geistige Unruhe kam aus der Wohnung unter dem Apartment der Chansonette.

Mirakel konnte Trudeau veranlassen, dort nach dem Rechten zu sehen. Dabei stellte sich heraus, daß die Wohnung bis letzte Nacht von einem recht zwielichtigen Zeitgenossen bewohnt gewesen war, der sich Henri Dupresse nannte. Dieser Dupresse hatte das Apartment möbliert gemietet und war in den frühen Morgenstunden mit unbekanntem Ziel abgereist.

Er hatte nur seine eigenen Habseligkeiten mitgenommen. Ein Reisender mit leichtem Gepäck!

Bei der Hausdurchsuchung fand man Räucherkerzen und verbrannte Kräuterasche in allen vier Ecken der Räume.

Dieser Dupresse schien sich mit seltsamen, magischen Ritualen befaßt zu haben.

Morell alias Mirakel wurde an Claudius Johannitus Ellerbrechts Ausführungen über die Anwesenheit der Halbdämonen auf dieser Erde erinnert.

War Henri Dupresse ein solcher Halbdämon gewesen, dem es gelungen war, die geistige Ebene der Qualligen anzuzapfen und das Hirn Trbhots in der Hinsicht zu beeinflussen, daß dieser einen Teil seiner Zellen veranlassen konnte, nach Bedarf zu wachsen?

Ganz genau würde man das wohl nie erfahren. Das meiste würde wohl für lange Zeit – vielleicht sogar für immer – ein Geheimnis bleiben.

Darüber dachte er noch nach, als er am Abend in seiner Frankfurter Wohnung eintraf.

Und da war das Gefühl, daß sich ein Halbdämon in seiner Nähe aufhielt, noch stärker als im Apartment der toten Francoise Value.

Er fühlte den Blick eines Augenpaares in seinem Nacken, als er in dem Folianten blätterte.

Er wandte den Blick.

Die auf gleicher Höhe liegende Wohnung des gegenüberliegenden Hauses…

Die Einflüsse waren so unangenehm, daß er sich wenig später entschloß, in das Haus auf der anderen Seite der Straße zu gehen.

Er stieg die Treppen nach oben und läutete.

Seine Sinne waren aufs äußerste gespannt, als ein Fremder die Tür öffnete.

Die Begegnung zwischen Dykte und Halbdämon verlief anders, als die Begegnung zwischen Mensch und Halbdämon verlaufen wäre.

Ein Mensch, nur mit menschlichen Sinneswahrnehmungen ausgestattet, hätte unter Umständen das Gefühl gehabt, daß er sich in Gegenwart des anderen nicht ganz so wohl fühlte. Morell aber, mit den viel feiner entwickelten Sinnen eines Dykten ausgestattet, wußte sofort, daß er es mit einem Todfeind zu tun hatte, mit einem Wesen ohne Seele… das nur die Menschengestalt als Schutz hatte.

Morell trat sofort in die Wohnung. Am Ende des Korridors führte eine Tür in das kleine Wohnzimmer, in dem die elektronischen Geräte und die Kamera aufgebaut waren.

Das Objektiv war genau auf seine Wohnung ausgerichtet! Er wurde beobachtet!

Morell handelte.

Sie spürten beide sofort die uralte Feindschaft, die zwischen Mensch und Dämon bestand und ebenso zwischen Dykte und Dämon.

»Du bist nicht der, für den du dich ausgibst!« sagte Morell, und schon lagen seine Hände am Hals des anderen, ehe der fliehen oder einen magischen Spruch murmeln konnte.

Daran mußte man ihn hindern! Das war ihre Stärke.

Morells Finger schlossen sich um den Hals seines Gegenübers, während er gleichzeitig mit dem rechten Fuß die Tür zuschob, ohne sie jedoch vollends zu schließen.

Unter seinem Würgegriff veränderte sich das Gesicht des Mannes – wurde zu dem Kurt de Krestins.

Der Halbdämon japste nach Luft. Der Griff allein hätte ihn jedoch nicht gefällt. Wo keine Seele war, konnte auch keine entfliehen.

Morell drückte ihm den Mirakel-Kristall in die Rippen.

Da lief der Halbdämon blau an und seine Haut verfärbte sich schließlich schwarz. Sein Körper wurde steif.

»Geh dorthin, woher du gekommen bist«, preßte Morell angewidert hervor. »Deine Aufgabe war es, mich zu belauschen und zu beobachten. Ich hoffe, daß du keine Gelegenheit hattest, allzuviel von dem auszuplaudern, was du gesehen hast. Wir waren seit jeher Feuer und Wasser – und wir werden es bleiben!«

Der Halbdämon verdrehte die Augen.

Sein Kopf kippte nach vorn. Und in dem Moment, als Morell losließ und meinte, es sei ausgestanden, bewegte der Absterbende nochmal seine Lippen.

»Arhkom tragk… zjechk njoit sreet. Ich werde dich… in Schwierigkeiten bringen… Dykten-Bastard!«

Dann erst hauchte er den letzten Atem aus.

Die schwarze Farbe vom Körper des Toten, die ihn als seelenlosen Halbdämon kenntlich machte, verschwand.

Morells Kopf flog herum, als die Klingel der Tür kurz anschlug und auch schon erstaunt die Tür aufgedrückt wurde.

»Ron?« fragte eine leise Stimme.

Auf der Türschwelle stand eine attraktive Blondine.

Es war Lydia Simons, die nach dem Rechten sehen wollte, weil Professor Ronald Wolfe sich zum vorgesehenen Zeitpunkt nicht gemeldet hatte.

Sie sah den vermeintlichen Mörder, der in seinen Armen den toten Wolfe hielt, denn im Augenblick seines Todes machte der Halbdämon seinen Fluch wahr und verwandelte sich zurück in Professor Ronald Wolfe!

*

Lydia Simons stürzte hinunter und rief die Leute zusammen.

Die Nachbarn verhinderten, daß Morell die Wohnung verließ, bis die Polizei eintraf.

Sie kannten den jungen Konstrukteur von drüben. Der beteuerte seine Unschuld. Er sagte nichts von Halbdämonen, von Bannfluch und all diesen Dingen, die die ganze Angelegenheit nur noch kompliziert

hätten. Er behauptete, von seinem Fenster aus etwas Verdächtiges in der gegenüberliegenden Wohnung gesehen zu haben. Er hätte den Toten so gefunden…

Das stimmte nicht. Aber er brauchte erst mal Abstand zu den Dingen und hoffte, daß die Zeit zu seinen Gunsten arbeitete, wenn erst mal die Kripo mit der Angelegenheit befaßt war. Die würde möglicherweise das eine oder andere Indiz finden, das ihn wiederum veranlaßte, die richtige Version zu geben.

Man nahm ihn mit auf die Wache.

Stundenlang wurde er verhört.

Der Haftrichter stellte einen Haftbefehl aus.

Doch der kam gar nicht zum Zug. Die Dinge nahmen eine Wende, die niemand erwartet hätte.

Lydia Simons und ein Mitarbeiter des Auswärtigen Amts führten ein Gespräch mit dem Polizeipräsident.

Da konnten hieb- und stichfeste Argumente vorgelegt werden, daß es sich bei dem Toten offenbar doch nicht um Ronald Wolfe handelte. Dem Toten fehlte ein wichtiges Attribut: Das Amulett war verschwunden.

Da nahm man Morell nochmal vor und hörte sich seine Ausführungen zur Sache an.

Was in dieser Nacht im Polizeipräsidium in Worte gefaßt wurde, erschien nicht in der Presse und wurde in einem geheimen Dosier an die »D-Abteilung« der UNO weitergeleitet.

Davon erfuhr Morell zunächst nichts.

Die »D-Abteilung« war sich über die Rolle, die dieser Mann spielte, immer noch nicht ganz im klaren und wollte weitere Informationen und Nachrichten abwarten.

Als Frank Morell nach Mitternacht das Präsidium verlassen durfte, fühlte er sich matt und niedergeschlagen und war sehr nachdenklich.

Er haßte die Lüge. Mit der Lüge war nur Unheil über die Welt gekommen, aber um seine wahre Identität und seine wahren Absichten zu schützen und zu verbergen, kam er zunächst ohne die Lüge seinen Mitmenschen gegenüber nicht mehr aus.

Sein Leben würde unter diesen Bedingungen nicht leichter werden. Er hatte zwei Identitäten zu bewahren…

Für seine Abwesenheit im Konstruktionsbüro mußte er sich ebenfalls eine Ausrede einfallen lassen. Eine neue Lüge…

Und dann dachte er an seine Begegnung mit den Qualligen aus dem Mikrokosmos, und seine Nachdenklichkeit wuchs.

Eigentlich hätte er zufrieden sein müssen, daß die Angelegenheit so glimpflich über die Bühne gegangen war.

War es Zufall, daß er das Horn berührte – oder gab es irgend etwas in seiner Dyktenseele, eine Art Erinnerung, die ihn im richtigen

Augenblick automatisch das Richtige hatte tun lassen?

Fast glaubte er, daß es so war, denn es stand fest, daß die Dykten etwas mit den Wesen aus dem Mikrokosmos und mit dem Mikrokosmos selbst irgendwann in der Geschichte ihrer Entwicklung zu tun gehabt hatten.

Wenn es wichtig war, würde bestimmt die Zeit kommen, daß er mehr darüber erfuhr…

ENDE